

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 31.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 28. Juli 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Biller.

(Fortsetzung.)

„Es kommt Besuch, gnädige Frau,“ meldete Friederike.

„Ich weiß: Rechtsanwalt Alke. Sie müssen in's Dorf und einen Braten aufreiben, Friederike.“

„Ach, gnädige Frau, die Gesellschaft ist ja schon im Garten, ich meine die andere; sie kam eben in den Hof. Pfiff schlägt an, — hören Sie?“

Ein Geschwirr männlicher und weiblicher Stimmen ließ sich vernehmen. Frau Josephine wurde vor Schreck starr. Sinchen aber begriff, daß die Schlacht begonnen und stürzte dem Feinde mutig entgegen. Als sie jedoch in den sonnendurchglänzten Hof trat, welcher mit Herren und Damen gefüllt schien, stand sie einen Augenblick athemlos und geblendet, und zu den Begrüßungen, welche ihr von allen Seiten entgegen schwirrten, stotterte sie nur hocherröthend: „Willkommen, sehr willkommen in Villa Josephine!“

Erst allmählig wurden die Gestalten zu bekannten Persönlichkeiten, und Sinchen zählte in Gedanken: „Zwei und zwei ist vier, und noch zwei ist sechs, und Herr Nullmeyer — ist sieben.“ Dann, nach allgemeinem Händeschütteln und der Versicherung, daß man komme, um Papa zu gratuliren, und daß man Alkes habe vorausgehen lassen, um durch die Menge nicht zu erschrecken, gewann Sinchen Fassung und sagte: „Aber warum haben Sie uns Ihren lieben Besuch nicht angekündigt?“

„Weil wir Sie überraschen wollten, mein Herrchen,“ versicherte Frau Serena von Asmus, eine ungewöhnlich lange und ungewöhnlich magere Dame mit einem tiefen Organe. Dr. Urner, Schriftsteller, ein junger Mann mit blondem, wohlgepflegtem Scheitel und Bärtchen, klappte Sinchen die Hand drückend: „Erwartete Freuden kommen wie Regen oder Sonnenschein, — sie sind Allerweltsgaben, und wir gehen ihnen gleichgültig entgegen; aber eine frohe Ueberraschung beflügelt den Schritt und macht das Herz klopfen, — sie ist die Würze des Lebens!“

„Bravo! Bravissimo!“ rief Fräulein Cäcilie von Asmus, die Schwägerin der Frau Serena; sie hinkte ein wenig und war bemüht, ihr winziges, klaffendes Händchen in ihren Armen vor der schnüffelnden Nase Pfiffs zu bergen. Dr. Urner gehörte zu den Protegés der Damen Asmus; sie besaßen ästhetische Bildung, patronisirten gern, und an Zeit dazu fehlte es ihnen nicht.

Abermals fühlte Sinchen, daß auch sie des lispelnden Doctors Sentenz beklatschen müsse; aber so weit war sie in der Verstellungskunst noch nicht fortgeschritten.

Ein junger, strammer Freiwilliger kam ihr zu Hülfe. „Gnädiges Fräulein,“ näselte er im besten Offiziers-Targon, „erlaube, mich Ihnen selbst vorzustellen: Curt von Clarenbach, studiosus juris. Wäre eigentlich Sache

meines Alten; aber wie Sie sehen, hat er's vergessen.“ Verbeugung nach Vorschrift folgte, wie elegantes Drehen seines flaumtupierten Bärtchens.

„Hören Sie, mein gutes Herrchen, wenn Sie nichts dawider haben, möchte ich Sie bitten, daß Sie uns beglückt die Hausthüre nicht länger ver sperren; denn nach meiner unmaßgeblichen Meinung, hören Sie, kriegen wir Sie im Hofe bei so einer unverständigen Hitze allemal einen Sonnenstich.“

„Bitte, mein Herr,“ sagte der Freiwillige, ihm Platz lassend. Als jedoch der kleine Herr Nullmeyer, — gewirkte Strumpfwadern an, — eintreten wollte, hielt ihn der junge Herr zurück. „Ladies first, mein Herr.“

Wohl oder übel brachte Sinchen ihre Gesellschaft im Salon unter; dann entschlüpfte sie und stürzte in die Arme ihrer verzweifelnden Mutter.

„Ich weiß Alles,“ jammerte Frau Josephine. „Ich habe vom Fenster aus zugehört. Daß so viele Menschen aus freien Stücken kommen, Vater zu gratuliren, das ist unmöglich! Wer kann uns diesen Schabernack gespielt haben? Sinchen suchte ihr glühendes Gesichtchen nach einer anderen Seite zu wenden; sie kannte ja nur zu gut den Anstifter. „Na, wenn's Vater heute nicht überdrüssig bekommt, das Haus voll Gäste zu haben,“ fuhr Frau Josephine fort, „dann wird er's niemals überdrüssig. Wie trägt er denn sein Schicksal, Sinchen?“

„O, ich denke, mit Würde, Mama. Ich habe ihn seinen Gratulanten und seinem Schicksale überlassen. Aber was fangen wir denn an, Mama? Wir sind mit den Alke'schen Jungen fünfzehn Personen zu Tische!“

„Dann erkläre ich, Sinchen, daß, wenn nicht ein Wunder geschieht, wir an Vaters Geburtstage hungern werden.“

„Nein, das darf nicht sein,“ versetzte Sinchen bestimmt, und der Entschluß einer heroischen That leuchtete aus ihren Augen. „Ich werde Eierkuchen backen, Mama. Das ist das einzige Gericht, was ich zu machen verstehe, und an Mehl, Eiern und Butter tritt in einem Dorfe nicht so bald Mangel ein, — Salat liefert der Garten; einen Braten oder etwas dergleichen stellt Friederike her; Du opferst Deine kürzlich eingefochten Büchsen mit grünen Erbsen und Spargel.“

„Aber Sinchen, was fällt Dir ein?“ unterbrach die entsetzte Mutter. Büchsen galten in ihren Augen als unantastbares Heiligtum, so lange die Jahreszahl nicht wechselte.

„Mama, ich kenne keine Varmherzigkeit; es ist die Gewalt der Thatfachen, die aus mir spricht!“

„Gott stärke mich, Sinchen. Du declamirst ja mit Pathos.“

„Du, geliebte Mama, gehörst natürlich allein der Gesellschaft. Ich werde fogleich Wein, Sodawasser und Biscuits hineinschicken. Im Uebrigen aber verlasse Dich auf Deinen guten Stern und auf Dein Sinchen.“

„Du bist ein Herzenskind!“ rief Frau Josephine gerührt und küßte ihr liebes Mädchen.

„Ach, wenn sie wüßte, was ich weiß, ob sie mir's und Ihm vergeben würde?“ dachte Sinchen, während Frau Josephine noch einen Blick in den Spiegel warf.

Da flog die Thüre auf, und Frau

von Asmus erschien und grollte in allen tiefen Tönen: „Verzeihen Sie, meine theure Frau Nolte, daß ich so unbefugt hier eindringe; aber ich bin entsetzt! Hören Sie's nicht, wie das Kind hustet? Das ist Keuchhusten, und der ist ansteckend. Wie konnten Sie sich diese Personen mit Keuchhusten einladen?“

„Haben Sie's denn nicht schon auf dem Schiffe bemerkt, liebe Frau von Asmus? Mich wundert, daß Sie nicht vorzogen, lieber umzukehren.“

„Die Person blieb mit dem Keuchhusten-Kinde in der Kajüte, und da hörte man es nicht. Ich denke ja nicht an mich, aber ich fühle mich verantwortlich. Dr. Urner ist zart, — man hört es schon an seinem



Feldmarschall Graf Moltke in Ludowa. — Siehe Seite 135.

Nach einer Photographie von A. Leisner in Waldenburg in Schlesien.

„Hören Sie, thun Sie sich auf Ihre englischen Redensarten nicht so viel. Ich bin Sie ein Sachse, und ich rede Sie nur Deutsch; aber was Sie das Deutsche anbelangt, da reden wir Sie's in der Perfection.“

„Wir sind überhaupt das Land der Perfection,“ meinte der Freiwillige herablassend. „Denn ich bin Sie auch ein Sachse.“

„Ach, gehen Sie, — preußisch angehaucht sind Sie, mein Lieber, — preußisch dressirt und equipirt, und von unserer schönen, guten und alten Nationalität da ist Sie nicht mehr viel übrig geblieben.“ Und der kleine Particularist fuhr fort zu eifern, bis man dem verblüfften Geburtstagskinde gegenüber stand.

schwachen Organe, — der junge Steinbach ist aber noch zarter. Ich wäre außer mir. . .“

„Sorgen Sie sich nicht, gnädige Frau,“ fiel Sinchen in ihrer herzlichen Art ein. „Ich decke den Jungen auf dem Ed-Perron und werde ihnen gleich einige Bilderbücher in die Laube unten bei der Wiese bringen.“

„Und ich will nun noch bemerken, liebe Frau von Asmus, daß wir Althe's nicht eingeladen haben,“ versetzte Frau Josephine ein ganz klein wenig pikirt. „Sie kamen so unerwartet. . .“

„Wie wir. Ja, das kommt von Ueberraschungen. Sie haben recht, meine Theure. Wir hatten es uns so praktisch ausgedacht. Theobald, — ich nenne Dr. Urner Theobald, weil er den unromantischen Namen Gottfried führt, — Theobald wollte gern den Stoff zu einer Humoreske haben.“

„Das ist ja sehr erfreulich,“ meinte Frau Josephine. „Da kommt man auf die angenehmste Art und in der wünschenswertheften Gestalt in die Doffentlichkeit.“

„O bitte, erzählen Sie das Papa,“ rief Sinchen eifrig und empfahl sich, um ihren vielen Geschäften nachzugehen; dann überlegte sie: „Wenn Papa erfährt, daß ihn seine Gäste als Humoreske verarbeiten, wird er am Ende Piff abrichten, keinen Menschen außer Bettlern in's Haus zu lassen.“

Die Unterhaltung im Salon war schon im lebhaftesten Gange, als die beiden Damen eintraten, und wurde durch die Begrüßung Frau Josephine's nur für einen Augenblick unterbrochen. Die Herren hatten sich in einen Eifer hinein geredet, der einem Streite auf's Haar glich. Nur Herr Nolte war verstummt. Nachdem er in seiner Jugend mehrere Jahre in England gelebt hatte, wurde er stets peinlich berührt, wenn im gesellschaftlichen Verkehr in Deutschland keiner dem Anderen das Wort gönnte, sondern nur trachtete, seine eigene Weisheit leuchten zu lassen. Und es war nicht einmal die Politik, sondern der neu angelegte Nolte'sche Garten, wegen dessen sie sich ereiferten.

Herr Nullmeyer hatte den Garten zwar noch nicht betreten; aber er schätzte Herrn Nolte und fühlte sich berufen, als sein Verteidiger gegen den Rechtsanwalt Althe aufzutreten. Dieser Herr war soeben aus dem Garten mit Nolte in den Salon getreten und hatte dem armen Manne das Vergnügen an seinem Besitze vollständig verleidet. Da war nichts, was er lobte; an jedem Gebüsch, jedem Blumenbeete, an der Anlage jedes Weges fand er zu tadeln. Er war schon dafür bekannt, Alles besser zu wissen, als andere Leute, und wenn er ja einmal lobte, so geschah es doch nur, um den Tadel nach einer anderen Seite zu verschärfen.

„Na, das verliere ich Sie, mein guter Herr Rechtsanwalt,“ eiferte Nullmeyer, die flachen Hände auf die Kniee gelegt; „es thut Sie mir wirklich leid, daß unser Herrgott Sie nicht bei Erschaffung der Welt zugezogen hat, Sie hätten uns das Firmament vielleicht orange oder violett angepinselt und die grüne Natur blau und gelb gemalt!“

„Das kann ich Ihnen versichern, Herr Nullmeyer, die Kleinfataerei und die Particularisten wären nicht auf der Welt, wenn's auf mich ankäme.“

„Ne, mein guter Herr Rechtsanwalt, den Particularisten Bliemchen hätten Sie nicht erschaffen; hören Sie, sehen Sie, dazu gehört Sie mehr Schöpfungskraft, als Sie zusammenbringen! — Und was ich Sie sagen will, mein guter Herr Nolte, lassen Sie mal den Herrn Rechtsanwalt nur erst ein Gärthen anlegen mitten in's einige deutsche Reich, und da soll er sich doch seine Freiheitsbäume und seinen Kohl bauen, und von wegen seiner socialdemokratischen Gesinnung nur rothe Blumen.“

Herr Althe hatte vergeblich versucht, den empörten kleinen Sachsen zu unterbrechen; jetzt aber schrie er so laut: „Ich bin kein Socialdemokrat,“ daß Herr Nullmeyer für einen Augenblick verstummte; aber auch nur für einen Augenblick, dann schien er erbozt. „Wissen Sie auch, mein Gütester, warum Sie kein Socialdemokrat sind, — weil Sie vom Communismus nichts wissen wollen, und vom Communismus wollen Sie nichts wissen, weil Ihre liebe Frau ein nettes Kapitalchen. . .“

Hier unterbrachen einige Akkorde wie schmetternde Fanfaren das erregte Männchen; es sprang auf und lief, die Hände in den Taschen seines langen Rockes, in das andere Zimmer, um den Tönen des von Herrn Steinbach mißhandelten Pianinos zu entfliehen.

Herr Steinbach warf bei jedem Akkorde mit einem Rucke die langen Haare, welche sein Haupt umflatterten, zurück, und bei jedem Läufertwiegte er den Oberkörper in Wellenbewegungen. Er war Conservatorist und der musikalische Protégé der Damen Asmus.

„Das ist Alles Phantasie,“ erklärte Fräulein Cäcilie und bemühte sich, durch Streicheln und Liebkosungen ihr Amichen am Heulen zu verhindern. „Im Phantastischen ist er groß. Er geht jetzt nach Weimar, um vor Liszt zu phantastieren, und dann wird er öffentlich nach beliebigen Themas phantastieren.“

„Eine Wildniß von Tönen,“ lispelte Doctor Urner

auf der anderen Seite, „man fürchtet nur, daß er sich nie wieder herausfindet.“

Frau Josephine warf einen mißtrauischen Blick auf ihren Nachbar; sie fühlte sich, sobald sie ihn ansah, als komische Figur in seiner Humoreske und fürchtete sich, ein Wort zu reden. Wie wäre das jetzt übrigens auch möglich gewesen; „die Phantasie“ war in einen ohrenbetäubenden Lärm ausgeartet.

„Er ist jetzt mitten in der Schlacht,“ versuchte Fräulein Cäcilie in das Ohr von Frau Josephine zu schreien. Amichen heulte dumpf unter einem über ihn gedeckten Schawl. „Das ist der Reiter-Angriff; Pferdegetrappel; Signal; eine Gewehrsalve, — ruhig, Amichen, ruhig! — Trompeten und Kanonendonner. . .“

„Das muß eine furchtbare Schlacht sein,“ sprach Frau Josephine seufzend. „Aber, wie ich sehe, haben Sie dieselbe schon öfters durchlebt. . .“

„Wie?“ schrie Fräulein Cäcilie.

Die Wiederholung blieb Frau Josephine erspart; der Schlachtenlärm wurde durch ein herzhaftes Gebrüll aus dem Garten übertönt.

Es schien, daß Frau Althe die ganze Zeit über auf nichts, als auf dieses Gebrüll gewartet hätte. „Das ist mein Karl,“ erklärte sie gefaßt und lief hinaus, Frau Josephine hinterher. Es verbreitete sich das Gerücht, ein junger Althe wäre vom Bäume gestürzt, und die Schlacht schloß mit einer Disharmonie.

„Mein guter Herr Rechtsanwalt,“ rief Nullmeyer in das Nebenzimmer, wo Herr Althe mit dem Amtsrichter von Clarenbach auf und ab promenirte, und da sein Gesprächspartner einsilbig war, ungestört raisonniren konnte. „Mein guter Herr Rechtsanwalt, da Sie das Bessern durchaus nicht lassen können, sollten Sie gefälligst einmal bei der eigenen werthen Nachkommenschaft anfangen. Ich brauche Sie nichts weiter zu sagen, als: unreife Birnen und zerrissene Hosen, und die Situation ist Sie begreiflich.“ Und ehe nur Herr Althe, wie nach seiner Miene zu erwarten stand, auf ihn losfahren konnte, war das Männchen verschwunden.

„Ich kenne nichts Widerwärtigeres, als so einen particularistischen, das Deutsche verhunzenden, weichlichen alten Sachsen,“ brüllte Herr Althe mit zornfunkelnden Augen.

Abermals kam Nullmeyer's Kopf zum Vorschein. „Sie brauchen sich aber nicht zu erschrecken, Herr Rechtsanwalt; gefährlich ist Sie's nicht.“ Und fort war er.

Unterdeß stand Sinchen am Herd, angehaucht von der Gluth der Flamme, und buk Eierkuchen, wie sie es versprochen hatte.

In der Küche war es noch heißer, als draußen in der Zuhilf; ganz unerwartet fünfzehn Personen zum Mittagstische zu bewirthen, ist wohl geeignet, die Temperatur um einige Grade zu steigern, und doch bekam Friederike heute keine Laune. In Sinchens Gegenwart konnte sie gar nicht aufkommen. „Ach, wie Sie mir leid thun, arme Friederike,“ klagte das schlaue Mädchen, „aber ich werde Papa schon erinnern, was Sie heute Alles geleistet haben. — Ist der Tisch auch fertig gedeckt, Anna?“ fragte sie das Hausmädchen und erinnerte an die verschiedensten Dinge, von denen sie voraussetzte, daß sie das zerstreute junge Ding vergessen hätte. Dann aber, weil ein Kuchen zerstückelt aus der Pfanne auf die Platte schlüpfte, schalt sie ihre eigene Ungeheuerlichkeit.

„O, ich bitte, mein gnädiges Fräulein, seien Sie nicht gar zu streng mit der reizendsten Köchin, die meine Augen je erblickt haben,“ hörte Sinchen plötzlich eine Stimme, und hinter ihr stand der Freiwillige.

„Ehrlich gestanden, gnädiges Fräulein, ich habe mich schauderhaft ohne Sie gelangweilt.“

„Sie sind zu artig, Herr von Clarenbach.“

„Ja, aber meine Gnädige, wegen des Amichen des Fräulein von Asmus bin ich doch nicht hergekommen? das Pianino habe ich auch schon öfter ohne sonderliches Vergnügen maltrairiren hören, und rechnen Sie es vielleicht zu den höheren Genüssen, mit Herrn Rechtsanwalt Althe Politik zu treiben oder mit Herrn Urner. . .“ Hier nickte der Freiwillige; Doctor Urner und der musikalische Schlachtenmaler sahen zur Küchentür herein.

„Was?“ schrie Friederike und guckte über die Schulter grimmig nach den Eindringlingen.

„Edle Kochfrau des unterirdischen Reiches, nicht Deinethalb sind wir in den Orkus hinabgestiegen,“ flüsterte Doctor Urner. „Wenn nicht in diesen Räumen eine holdere Gottheit waltete, so. . .“

„Wie haben Sie das denn ausgefunden?“ fragte der Freiwillige mit bedenklichem Stirnrunzeln.

„Ich folgte erröthend Ihren Spuren,“ war die Antwort.

Nun hatte Sinchen ihre Noth mit den drei Verehrern, die sich eifrig und eifersüchtig zur Hülfe herbeidrängten, welche jeden Auftrag verkehrt ausrichteten und die größte Verwirrung anrichteten. Dabei ein bedenkliches Klirren und Klappern, und das schrill erschallende: „Was?“ von Friederike wirkte verwirrend.

Eine junge Dame, die unter diesen Verhältnissen fortfährt, Eierkuchen zu backen, ist entschieden als eine Hausfrau jedem Heiraths-Candidaten zu empfehlen.

Aber lustig ging's in der Küche zu, und Herr Professor Stetter mußte entweder eine sehr geringe Meinung von diesen Courmachern haben, oder seines Sinchens sehr sicher sein.

Frau von Asmus und ihre Schwägerin ließen die Zeit auch nicht ungenützt vorübergehen. Es war eine etwas gefährliche Passion, daß sie ihre ausgebreitete Bekanntschaft zu Gunsten ihrer Protégés ausnützten. Fräulein Cäcilie von Asmus suchte Frau Josephine zu bewegen, ein Concert für Herrn Steinbach in Hosterwitz zu veranstalten, während Frau von Asmus Herrn Nolte aufmerksam machte, daß die Wände der reizenden Villa Josephine noch recht leer wären.

„Was meinen Sie wohl, Herr Amtsrichter,“ wendete sie sich an den schweigsamen Herrn von Clarenbach, „würde sich hier eine stillvolle Mondlandschaft oder ein humoristisches Genrebild besser ausnehmen?“

„Verehrte,“ fiel Herr Nolte voll böser Ahnungen schnell ein, „meine Tochter malt Blumen; es giebt sehr verschiedene Arten von Blumen, sie kann mir also alle Lücken damit ausfüllen.“

„Gehen Sie! Sie sind Mäcen; Fräulein Sinchen ist ein lebenswürdiges junges Mädchen; aber, Sie sind Mäcen und dürfen nicht mit Familien-Rosen die Wände verun. . . verzieren wollte ich sagen.“ Und dann, sich wieder an den Amtsrichter wendend, fragte sie: „Kennen Sie nicht einen gewissen Lupinoff? Ich muß ihn noch einen gewissen nennen; denn je größer das Genie, je schwerer bricht es sich Bahn. Die Jury der Jubiläums-Ausstellung in Berlin hat seine Andromeda zurückgewiesen, und er wollte schon verzweifeln; der Aermste hat Frau und Kinder. Mein Freund,“ sagte ich; „Sie verlieren höchstens eine goldene Medaille, aber je öfter Sie zurückgewiesen werden, desto sicherer gewinnen Sie die Unsterblichkeit.“ Mit diesem Manne kann man ein Vermögen machen.“ — Hier wendete sie sich wieder zu Herrn Nolte. „Sie kaufen für einen lächerlich niedrigen Preis, — sagen wir tausend Mark, — seine Gesibären im Mondenschein. Ueber Nacht wird er berühmt wie Weretschagin, sein Landsmann, — und Sie haben an diesem einen Bilde neunzigtausend Mark profitirt. Was sagen Sie dazu?“

„Daß ich kein Bilderhändler bin, gnädige Frau.“

„Nein, Sie sind ein Mäcen; Sie besitzen ein feines Kunstverständniß und wollen nichts, als Ihr Haus mit den Werken der besten Künstler schmücken. Ich werde Lupanoff sagen, daß er Sie in seinem Atelier erwarten darf. Wollen wir gleich Tag und Stunde festmachen?“

„Mein liebes Fräulein,“ entgegnete Frau Josephine zu gleicher Zeit ihrer Wittstellerin im Salon, „wegen des Concertes müssen Sie mit meinem Manne reden, er besitzt ein unüberwindliches Vorurtheil, sobald ich etwas unternehme, was die Doffentlichkeit nur streift.“

„Nun, ich will das Eisen schmieden, so lange es warm ist,“ versicherte das Fräulein, erhob sich entschlossen und humpelte mit ihrem Amichen zur Thür hinaus.

Rechtsanwalt Althe saß im Lehnstuhl, schlürfte mit Behagen seinen Wein und wetterte gegen die Unhaltbarkeit aller Zustände. Der Amtsrichter hatte die erste Gelegenheit, ihm zu entfliehen, benützt; so war Althe eine kleine Weile darauf angewiesen, nur in Gedanken zu wettern. Seine arme kleine Frau fand aber kaum soviel Zeit, sich durch ein Biscuit und einen Schluck Wein zu erfrischen; ihre Jungen hielten sie in Athem. Bald prügelten sie sich, bald passirte ihnen sonst etwas, und Willy bekam dazwischen seine Erstickungs-Anfälle. Sobald Herr Althe seine Frau hinauslaufen sah, warf er ihr jedesmal auch noch einen ärgerlichen Blick zu, als ob sie eine Schuld daran trüge.

Nachdem sich Fräulein von Asmus entfernt hatte, nahm er Frau Josephine in Beschlag. „Ein Wort im Vertrauen, Frau Nolte. Leider ist meine Frau zu unbedeutend,“ — die arme Frau war soeben, durch ein Gebrüll erschreckt, hinausgestürzt, — „sonst wäre es ihre Pflicht, mit Ihnen zu reden. Meine Sache ist es nicht. Kinderpflege gehört in das Departement der Weiber. — Ich habe mich nämlich überzeugt, daß Ihre Villa eine gesunde Lage hat.“

Frau Josephine erschrak; sollte ihr Mann die Villa wirklich zum Verkaufe ausgeben haben? Und was hatte die Villa mit der Kinderpflege zu thun? „Wollen Sie unsere Villa etwa kaufen?“ Sie zwang sich zu einem ungläubigen Lächeln.

„Nein, soviel wirft unsereinem die Advocatur nicht ab. — Das Trinkwasser habe ich vorhin untersucht, obgleich ich principiell kein Wasser trinke; es ist auch ganz leidlich.“

„Darf ich fragen, was Sie eigentlich beabsichtigen, Herr Rechtsanwalt?“

„Nun, es würde mir jedenfalls höchst peinlich sein, Sie zu incommodiren; da Sie aber, wie ich sehe, Raum genug haben, kann ich den Widerstand meiner Frau nicht begreifen.“

Hier trat die Frau in den Salon.

„Es ist unbegreiflich, Emilie, daß Du nicht fünf Minuten ruhig auf Deinem Stuhle sitzen bleiben kannst. — Ich spreche eben mit Frau Nolte, daß es das Einfachste wäre, Du bleibst gleich mit Willy hier; das einzige Mittel gegen Keuchhusten ist eine Luftveränderung, und mit drei Wochen Land-Aufenthalt wären wir über den Berg.“

„O, lieber Oscar, wie kannst Du nur wegen...“

„Es ist die alte Geschichte; gegen jeden vernünftigen Vorschlag, den ich mache, sträubst Du Dich.“

Frau Josephine überlegte eben, wie sie am geschicktesten sich auf die Seite der armen kleinen Frau stellen könnte, damit aus ihrer Villa kein Keuchhusten-Hospital würde, als Frau von Asmus mit ihrer tiefen Stimme sich für einen Augenblick Gehör erbat. Die Sache schien geheimnißvoll; sie entführte Frau Josephine am Arme auf die Veranda.

„Sie wissen, meine liebe Frau Nolte, daß ich ein mütterliches Herz besitze, obgleich der Himmel mir das Glück, Mutter zu sein, versagte.“

„Sie holt sehr weit aus,“ dachte Frau Josephine und setzte laut hinzu: „Ich dachte, es wäre zweckmäßiger, wenn wir Platz nähmen.“

Frau von Asmus fuhr fort: „Darum schaffe ich mir immer Adoptiv-Kinder an.“

„Adoptiv-Söhne, Frau von Asmus.“

„Seien Sie nicht boshaft, meine Liebe. Ich bin eine alte, unschöne Person, und wenn ich mich eines jungen Mannes annehme, so geschieht's aus Menschenliebe.“

„Und Eitelkeit,“ ergänzte Frau Josephine in Gedanken.

„Auch die Adoptiv-Söhne machen Sorgen, das können Sie mir glauben.“

„Wenn Sie nur nicht auch Schulden machen.“

„Da kann ich nur gute Lehren geben; meine Mittel erlauben leider nicht, ihre Schulden zu bezahlen.“

„Und welcher Ihrer Söhne ist es denn, der Ihnen jetzt Sorge macht?“ fragte Frau Josephine gutmütig.

„Theobald will mir gar nicht gefallen; sein Roman kommt nicht vorwärts, und ich fürchte, daß er selbst einen Roman erlebt.“

„In mich wird er sich doch wohl nicht verschossen haben?“

„Sehen Sie wohl, Sie können das Spotten nicht lassen. Wenn er sich nun aber Hals über Kopf in Ihre Tochter verliebt hätte?“

Hier wurde Frau Josephine sehr ernst. „Sindchen wollen wir ganz aus dem Spiele lassen. Sindchen ist noch ein unbedeutendes, junges Ding, von dem nicht die Rede sein kann.“

„Also ganz hoffnungslos?“

„Ganz hoffnungslos.“

„Vielleicht schon ein bestimmter Bewerber in Aussicht?“

„Es ist mir schmerzlich, nur daran zu denken, daß ich das Kind einmal fortgeben muß.“

„Ich habe mir schon überlegt, wie Theobald zu trösten wäre, im Falle er Ihre Tochter nicht bekäme.“

„Haben Sie eine andere Partie in Vorschlag?“

„Ich werde alle Hebel in Bewegung setzen, sein neues Lustspiel auf die Bühne zu bringen. Darf er es vielleicht nach dem Essen, — ich höre schon die Teller klappern, — vorlesen?“

„Es wird uns ein großes Vergnügen sein,“ versicherte Frau Josephine stehend.

Rechtsanwalt Alke leerte mit Seelenruhe sein Glas Wein, rich sich seinen Bart und warf seiner Frau, die eben wieder hinauslief, einen verächtlichen Blick zu. Als nun gerade Herr Nolte eintrat, erhob er sich langsam, rückte sich zurecht und sagte: „Ich habe vorhin mit Ihrer Frau gesprochen.“

Herr Nolte konnte darin nichts Ungewöhnliches finden und erwartete geduldig das Weitere; der ganze Tag kam ihm wie eine große Geduldssprobe vor.

„Ich denke nämlich auch, daß es das Beste wäre, meine Frau bleibe mit Willy gleich draußen.“

„Wie meinen Sie?“ Herr Nolte's Augen wurden starr vor Entsetzen. „Ihr Willy soll hier bleiben?“

„Ich habe mit Ihrer lieben Frau soeben darüber verhandelt. Das Zimmer über der Eßtube, soweit ich nach Lage des Hauses urtheilen kann, würde wohl das dienlichste sein.“

„Das Zimmer befindet sich neben meiner Schlafstube, Herr Rechtsanwalt,“ bemerkte Nolte mit Würde; aber Alke ließ sich nicht imponieren. „So, neben Ihrer Schlafstube? Na, das hat nichts auf sich; ich schlafe jetzt auch neben dem Jungen; öfter wie zwei-, höchstens dreimal bekommt er in der Nacht keinen Anfall; und ich bin überzeugt, daß der Luftwechsel Wunder thun wird.“

„Aber was sagt denn meine Frau dazu?“ beharrte Herr Nolte.

„Berehrter, ich sagte Ihnen doch schon, daß ich mit Ihrer lieben Frau ausführlich gesprochen habe.“

Hier schwankte mit ihrem Amichen Fräulein Cäcilie herein. „Ach, gut, daß ich Sie endlich finde, Herr Nolte. Ihre liebe Frau hat mich an Sie gewiesen. Sie haben Vorurtheile, mein Vetter, und sind ein Tyrann. Ja, ja, streiten Sie nicht und verteidigen Sie sich nicht, Sie sind ein Tyrann. Ihre Frau hat mir's soeben versichert.“

Sofort zeigte sich die verhängnißvolle Falte zwischen den Brauen des Herrn Nolte. „Meine Frau ist sonst sehr vorsichtig in ihren Aeußerungen.“

„Ach, Sie müssen mich nicht beim Worte nehmen. Ich will Ihre Vorurtheile bekämpfen, und da nenne ich Sie einen Tyrannen; und meiner Ueberzeugung nach sind Sie auch ein Tyrann, doch wie ich hoffe, einer, mit dem sich reden läßt. Es handelt sich nämlich um ein Concert...“

„Kling—ling—ling,“ lautete es.

„Die Tischglocke, gnädiges Fräulein. Darf ich um Ihren Arm bitten?“ rief Herr Nolte eifrig, und da ihm wegen der Fortsetzung des Gesprächs angst wurde, setzte er hinzu: „Aber beim Essen reden wir nicht von Geschäften.“

„Sie sind ein Tyrann, wie schon gesagt,“ rief das Fräulein lachend und war bemüht, ihr zappelndes Amichen mit einer Hand zu halten, während sie die andere ihrem Führer anvertraute.

Frau Josephine bekam beim Tone der Klingel Herzklopfen. Sie hatte alle häuslichen Sorgen Sindchen übertragen; ob dieselbe aber einer so schwierigen Aufgabe auch gewachsen wäre, das mußte sich jetzt erst zeigen.

Mit Kennerblick überflog Frau Josephine die lange Tafel; sie glänzte, schien gut geordnet, an Blumen fehlte es auch nicht; sie konnte wirklich keinen Mangel entdecken. Da erschien auch das Hausmädchen, in weißen Handschuhen, mit der Suppen-Terrine. Dann streifte ihr Blick über den Gatten; er sah unbehaglich und gezwungen aus. Professor Stetter hätte sich's nicht besser wünschen können: die homöopathische Kur schien vorzüglich anzuschlagen.

Sindchen und ihre drei Verehrer fehlten noch. Sie war nur für einen Augenblick in ihr Stübchen geschlüpft, um ihr glühendes Gesicht und die Hände zu waschen, das Haar zu bürteln und ein gesticktes Schürzchen umzubinden. Vor der Thüre wurde sie von ihren drei Rittersn empfangen und im Triumph hereingeführt. Herrn Nolte's Falte vertiefte sich noch mehr; es gab eine Art lärmender, zubringlicher Courtmacherei, die ihm höchst mißfiel und die er geradezu haßte, sobald sie seinem Sindchen galt.

Die Lust und das Warten hatten den Appetit geschärft. Sindchen, als Hausfrau mit verantwortlicher Redaction, sah mit Schrecken Schüssel auf Schüssel geleert nach der Küche zurückwandern; sie konnte den Zeitpunkt berechnen, wo sie nicht mehr gefüllt erscheinen würden. Auch sie spürte den rechtshaffenen Appetit eines jungen, gesunden Magens; aber sie versicherte ihren Nachbarn, daß, sobald sie kochte, ihr der Hunger verginge. Dabei steckte sie heimlich einen Bissen Brod nach dem anderen in ihren Mund.

Frau Josephine bemerkte Sindchens Angst. Sie besaß diesen aufmerksamen Hausfrauen-Blick, dem an einer Tafel nichts entgeht: sie wußte auch, daß Sindchens Angst nur ihrer Unerfahrenheit entsprang, und hätte sie gern getröstet. „Aber man verhungert nicht gleich,“ dachte sie, „und durch einen solchen Tag sammelt sie mehr Erfahrung, als durch ein Duzend guter Lehren.“

Als die Mandeltorte endlich herungereicht wurde, athmete Sindchen auf; Alles war glücklich abgelaufen und ein zufriedener lächelnder Blick der Mutter belohnte sie für alle ausgestandene Angst und Mühe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Wie die Sphinx entstand.

Ein Deutungsversuch von Adolf Brenneke.

Illustrirt von D. Gerlach.

Auf dem flachen Dache seines Hauses schritt der Bildhauer Seti gedankenvoll hin und her. Schon legten sich die ersten Schatten der Nacht über das Nilthal und das hundertthorige Theben. Fern im Westen, hinter den Kluppen der großen Oase Wah el Khargeh, war der purpurne Sonnenball soeben in die unermeßliche Wüste hinabgesunken.

Der Künstler, ein hoher, ernster Mann in der Vollkraft der Jahre, hatte während des Tages untern in der Werkstätte rastlos geschafft. Die Entwürfe für die Säulentrümpfe zum neuen Riesenempel des Gottes Ra und für die porphyrynen Standbilder einiger thebanischer Herrscher nahen ihrer Vollendung; wer die gewaltigen Thonmodelle sah, spendete ihrem Schöpfer begeisterten Beifall und pries ihn als einen Liebling der Götter.

Aber Seti war nicht glücklich. In seinem dunklen Auge glühte das verhaltene Feuer unbefriedigten Stolzes; tief auf wogte die breite Brust, die Arme zuckten mitunter in die Höhe, als schwängen sie den Hammer, um in Trümmer zu schlagen alle die Gebilde von rothem Granit, welche sich vor der Künstlerseele in prächtigen Reihen aufbauten. „Theben ist groß und

eine Königin unter den Städten,“ murmelte er, während sein Blick über das im Graublau der Nacht verschwimmende Häusermeer hinslog. „Hier strömt der Reichtum der Welt zusammen; in jenen Palästen schweben die Großen des Egypterlandes und dort, inmitten der Säulenhallen ihrer Tempelbezirke, opfern die Priester dem widerköpfigen Aneph und dem hochthronenden Ammon-Ra. Auf allen Gebieten menschlichen Schaffens regen sich fleißige Hände; die Wissenschaften und die Künste stehen in herrlicher Blüthe; das ganze Nilthal frohgt von üppiger Fülle. Nur meiner Kunst scheint keine Entwicklung beschieden. Die große Menge freilich urtheilt anders: die maßlose Pracht der immer gewaltigeren Bauten blendet ihren Blick, sogar die Steinhaufen der Pyramiden von Memphis reizen sie zur Bewunderung. Wie fleißig, wie gedankensam sind alle unsere Werke des Meißels! Der rohe Stoff allein beherrscht die Sinne; eifrig und nichtsfahend, wie die Denkmäler der alten memphitischen Dynastien, stehen allerorts die steinernen Thierbilder da, oder ungelente, aus den Felswänden herausgearbeitete Bildwerke sollen die Thaten unserer Kriegerlaste kommenden Jahrtausenden überliefern. O könnte ich doch in greifbare Formen bannen das Sehnen nach einer edleren darstellenden Kunst, wie es immer ungestümm mein Herz durchfluthet! Ich will, ich kann nicht länger gleich einem Werktagsarbeiter auf ausgetretenen Bahnen einhergehen! Meine Gebilde müssen fortan eine Seele haben; der Stein muß belebt werden durch einen Gedanken, der die Sinne, den Geist, das Herz des Beschauers packt. — Aber was soll ich schaffen? Welchen Gedanken vermag meine Kunst überhaupt zu verkörpert?“

Seti hielt inne im Gehen. Der Lärm der Weltstadt veranlagte mehr und mehr in der Ferne, von der Wüste her brachte ein weicher Westwind Kühlung, und in funkelndem Glanze waren die Sterne am Nachthimmel aufgegangen. „Könige wie Götter,“ so fuhr der Künstler in seiner Betrachtung fort, „wollen durch die Größe ihrer Bilder den Begriff ihrer eignen Macht und Stärke sinnlich wahrnehmbar hinstellen. Also wäre die Stärke das Begehrtesten der Götter? Aber jene Steinmassen wirken höchstens durch den Gedanken an die Weisheit, welche Tausende zu hartem Frohndienste antrieb. Unsere Götter unsere Könige sind nicht stark an sich; sie sind ein Nichts ohne den gläubigen Gehoriam der Völker. Stark sein heißt frei sein, frei wie der König der Wüste, dessen Stimme dem Donner gleicht, dessen Flammenauge das Dunkel der Nacht durchdringt, und der durch einen Schlag seiner Pranke die Gazelle zu Boden streckt. In den Eisenmuskeln jenes Pantherthieres lebt die freie, die höchste Kraft aller Geschöpfe, — wohlan, ich will die Linien seines Leibes, wie ich sie so oft im brennenden Wüstenfande oder unter den Palmen der Oase mit scharfem Auge gemessen habe, in hartem Rothsteine nachbilden als ein unvergängliches Sinnbild der Stärke!“

Gleich am nächsten Morgen schien ein neuer Geist die Werkstatt des Bildhauers zu durchwehen. Er überwies den erstaunten Gehülfen die Vollendung der gewaltigen Säulentrümpfe und Götterbilder, während er selbst, der Meister, hinter einem Vorhange den Leib des Wüstenkönigs in Thon knetete. Wieder und wieder zerklüft er sein Werk, bis nach Wochen harten Ringens ein herrliches Gebilde vor ihm stand. Die Muskeln und Gelenke zeigten die höchste Spannung der Kräfte, trotz der Ruhe, in welcher das edle Thier dalag, die Taten vorgekredet, der Schweif in weitem Rundbogen bis mitten auf den Rücken geschlagen. Von allen Seiten zollte man dem Meister Beifall. Er hätte, so wurde neidlos anerkannt, durch diese bis in die feinsten Züge der Natur abgelaufte Verkörperung der Stärke eine neue Bahn für seine Kunst geschaffen; das große Theben dürfte stolz auf den Schöpfer jenes Bildwerkes sein.

Noch war der Jubel nicht verklungen, als Seti plötzlich von einer unerklärlichen Schwermuth befallen wurde. In den Gärten des Königs, da wo von Rosengebüsch und Lotosstauden umfränzt eine Bucht des Nils zum Bade einlud, hatte der Zufall ihn ein Weib erblicken lassen, dessen Schönheit den Kunstsin und noch mehr die feeltliche Empfindsamkeit des gereiften Mannes blitzschnell zur höchsten Leidenschaft entflammte. Von süßem Zauber bestrickt stand er, keiner Regung fähig, an den Boden gewurzelt da, bis ihn das Naken einer Mädchenschär und die am fernen Gartenthore blinkenden Rüstungen der äthiopischen Leibwache daran gemahnten, daß sein Leben auf dem Spiele stände; denn Niemand geringeres als die junge Königin hatten seine Augen geschaut. Geräuschlos glitt er durch das Buschwerk zurück, und in scharfer Hast, als hesteten sich Vipern an seine Fersen, stürmte er dann heim, um im entlegensten Gemache seines Hauses den Zauber der Erscheinung mit allen Sinnen festzuhalten.

„O große Göttin Isis,“ flehte er, „und du, anmuthige Hathor: tragt mich nicht, wenn fortan zu jeder Stunde jenes ionnenstrahlende Weib aus der dunklen Nislnuth vor mir auftaucht und meinen Meißel lenken wird. Keines Sterblichen Ohr darf die Kunde vernehmen von dem Feuer, das meine Brust durchlodert und alle anderen Regungen in mir ertödtet hat. Wie stier glogt ihr mich an, ihr Widerköpfe! Wie geistlos erscheint mir sogar das Pantherthier, für das mich ganz Theben vor Kurzem feierte! Die Schönheit allein hat diese Wandlung in mir zu vollbringen vermocht. Wie Schuppen fällt es mir von den Augen: den weiten Kreis der Natur sehe ich mit einem Schlage verändert vor mir. Alle Lebewesen handeln unter dem Einflusse ihres Gefallens am Schönen, von den stummen Fischen, den glänzend gefiederten Vögeln bis hinauf zum Menschen aller Zonen, ja bis zu den gewaltigen Göttern. Die Schönheit wirkt schneller als die Herzensgüte, stärker als die Freundschaft, verauschender als Ruhm und Edelgesein; sie verursacht brennende Schmerzen, ohne daß man die kleinste Wunde wahrnehme, oder daß die Weisesten der Weisen ihr Wesen erklären könnten. Mein Kopf glüht, meine Pulse fliegen, — und doch ist es so kühl in diesem Gemache, und doch besetzt mich gerade jetzt die freudigste Schaffenslust. Was Besseres könnte ich in starre Formen zu bannen versuchen, als jene Weltbezwingerin Schönheit, deren Abbild so unipfänglich wie eine Offenbarung vor meinem Auge sich entküllt hat!“

Nie vorher hatte ein Bildhauer gewagt, die Reize lebenswarmer Schönheit in sprödem Gesteine nachzubilden. Gerade die Neuheit dieser höchsten Aufgabe der Kunst strackte Seti zu immer neuen Beobachtungen und Versuchen an. Ueberall auf Markt und Gassen spähte er prüfenden Auges den feinen Linien der körperlichen Schönheit nach, und jede fessellende Form, jede blühende Rundung paßte er dem Thonmodelle in seiner Werkstatt an. Als dann endlich der lichtrothe, wohlgeglättete Porphyry-Leib in noch höherem Maße wie einst das Pantherthier ganz Theben zur Bewunderung hinriß, da war auch der Meister glücklich über sein Werk. Er fühlte, daß er etwas Vollkommenes geschaffen hatte. Aber höher als der Beifall seiner Landsleute und der Nachruhm bei den spätesten Geschlechtern beglückte ihn das künstlerhafte Schweben im Anbilde der Schön-



„Wie die Sphinx entstand“, von Adolf Brenneke. Illustrirt von D. Gerlach. — Siehe Seite 131.

heit und die Genugthuung, daß es ihm gelungen war, jenen feinen, feischen, weltbeherrschenden Trieb sinnlich wahrnehmbar zur Anschauung zu bringen.

Wie alle groß angelegten Naturen, so wiegte sich auch Seti nicht in bequeme Ruhe ein: trotz aller Erfolge machte sich bald bei ihm eine innere Stimme geltend, daß er noch nicht auf der letzten Höhe künstlerischen Schaffens angelangt wäre. Weniger das Werk seines Meißels selbst, als vielmehr der jenem Werke unterbreitete Gedanke von der Allgewalt der Schönheit, erregte allmählich das Unbehagen des Meisters. Sein klarer Verstand sagte ihm, daß auch die edelste Schönheit, gleichviel ob der unbelebten Natur oder der Lebewesen aller Art, zu sehr dem Geschmack der Menschen und dem Wechsel alles Geschaffenen ausgesetzt wäre, als daß sie auf Jedermann veredelnd einwirken könnte. Die wenigsten Sterblichen erfahnten mit seinen, des Künstlers, Augen, die Farbenpracht des Regenbogens, den schlanken Wuchs der Palme, oder die Schönheitslinien des Weibes; hatte ihn selbst doch erst ein Zufall mit Begeisterung für jene augenfällige Vollkommenheit erfüllt!

Aber welche Tugend ist denn überhaupt die edelste, die mächtigste, die erstrebenswerthe? so fragte sich Seti stets von Neuem, wenn er grübelnd unter den Sphomoren seines Hausgartens lustwandelte, und so fragte er jeden der Weisen und die Ammons-Priester, die ihm während der nächsten Monate in den Weg kamen. Sie nannten ihm hundert treffliche Eigenschaften, welche dem Menschen zur Zierde gereichten. Gerade die große Zahl der Vorzüge und Tugenden verwirrte ihn; über die heilige Dreizahl hinauszuweichen, deutete ihm für seine künstlerischen Zwecke nicht räthlich. Trotz seiner Seelenkämpfe hatten sich die Begriffe der Stärke und der Schönheit, wie sein Meißel sie geschaffen, eine so hervorragende Stellung in seiner Gedankenwelt bewahrt, daß er nur nach dem ergänzenden Dritten suchte, welches jenen Beiden ihre thierisch-sinnliche Seite benehme und ihnen eine edle Beständigkeit im Wechsel der Erscheinungen sicherte.

In stiller Sternennacht enthüllte sich dem Bildhauer das Räthsel. Wer hatte die ewigen Gesetze erforscht, nach denen die Himmelskörper dort oben ihre Bahnen wandelten? Wer

legte die Jahreszeiten, die Tagesstunden fest? Wer berechnete im Voraus das Steigen des Nils, dessen gurgelnde Fluthen soeben wieder die weite Niederung befruchteten? Und wem verdankte man jene uralten, geheimnißvollen Schriftzeichen, welche eine menschheitverbindende Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft schlugen?

„O Weisheit, wie konnte ich deiner vergessen!“ rief Seti freudig bewegt aus. „Du allein prägst dem Menschenthume den Stempel der Gottähnlichkeit auf; durch dich erkennen wir das Woher und das Wohin unseres Erdenlaufes; in alle Eitelkeiten unseres Strebens bringst du Ernst und Stetigkeit, Gemüthsruhe und Frohsinn. Lernet Weisheit! Das will ich vermöge meiner Kunst in alle Welt hinausrufen. Aber in welche Form kleide ich jenen geistigsten aller Begriffe? Das Geschwäg des Marktes, die Geheimnißträmerei der Priester und Sternendeuter wird weit entfernt von jener Weisheit, die allein vor dem Lichtgott Ra-Tum Bestand hat und von dem klugen Gotte Thot beschützt wird. Sie kann durch kein Thier- oder Menschenbild verkörpert werden. Der flammende Stern dort am Nachthimmel verfinstlicht besser als die anmaßenden Gesichter der Papyrus-Gelahrten die echte Weisheit, erhaben über Raum und Zeit, über Tand und Eitelkeit, einzig bedacht auf die Erkenntniß der Wahrheit inmitten einer Welt des Scheines!“

Erst durch erneutes Nachdenken kam der Künstler zu der Ueberzeugung, daß nur im ruhigen, sinnenden Blicke des Menschenauges der Begriff „Weisheit“ zur Anschauung gebracht werden könnte. Da ferner die Stärke, die Schönheit, die Weisheit, jede für sich betrachtet, nur Bruchstücke der Vollkommenheit abgaben, so würde erst die bildliche Vereinigung jener drei Grundtugenden das Abbild des Ideal-Menschen darstellen.

Sier hielt Seti in seinen Betrachtungen inne: zu neu, zu kühn erschien ihm die letzte, an sich so einfache Folgerung, und bei allem berechtigten Stolz auf seine Meisterlichkeit scheute er dennoch zurück vor der Möglichkeit, jene herrliche, weitgehende Idee in Stein zu verkörpern. Hatten jedoch nicht schon vor ihm ägyptische Bildhauer Thierköpfe auf Menschentörper gesetzt, um die Eigenschaften der Götter, allerdings in roher, unkünstlerischer Weise, zu veranschaulichen? Dadurch war ihm sein

Weg angedeutet: mit dem Leibe des Löwen verband er Haupt und Brust des Weibes, seines Schönheits-Ideals, und in das Augenpaar dieses Doppelwesens legte er den klaren, weisheitsvollen Blick, der sich durch nichts blenden läßt und in ruhiger Hoheit das Wesen aller Dinge zu durchdringen scheint.

Es war ein Festtag im hundertthorigen Theben, als der große Seti nach mehrjähriger Arbeit vor allem Volke seine Sphinx enthüllte. Auf einem hohen Unterbaue ruhte das wohl zwanzig Schritt lange Steinbild. Staunend bewunderten Tausende das Spiel der Muskeln und die mächtigen Taten des Thieres, während andere Tausende die edlen Linien des Antlitzes priesen, indem Alle insgesamt von Schauer und Ehrfurcht ergriffen wurden durch die Mahnung, welche die halbgeöffneten Steinlippen ihnen zuzurufen schienen: „Strebet nach Stärke, Schönheit, Weisheit, ihr Menschenkinder! Nur aus dieser Vereinigung der höchsten leiblichen und geistigen Vorzüge erblüht euch die Freude am Leben und die größtmögliche Vollkommenheit, deren Ihr bedürft, damit Osiris eure Seelen nicht zu leicht befinde, wenn sie ihre Wanderung antreten durch die Leiber aller Thiere auf Erden, im Wasser und in den Lüften!“

Vom heiligen Nil bis hin zum fernen Euphrat und dann, in späteren Jahrtausenden, bis in die Weltstätten der griechischen Künstler, in die Paläste der römischen Großen und in manche, dem Ausbaue edlen Menschenthumes geweihte Stätte der neuesten Kulturwelt nahm das bedeutungsvolle Räthselwesen seinen Lauf: überall schuf man Sphinxen. So lange noch ein Zug nach Vervollkommenung die Welt beherrschte, wird das Werk Seti's, des denkenden Künstlers, die Menschen sinnbildlich hinweisen auf die drei vornehmsten Lebensgüter: Stärke, Schönheit, Weisheit.

Nachdruck verboten.

Unter'm Regenschirm.

Aus der Jugendzeit.

Von Robert Falk.

Man hatte bis zu der in der Vorstadt des Kreises gelegenen Villa des Landrathes noch gut drei Viertelstunden zu gehen, da fing es an zu regnen.

Die Frau Landrathin, eine hübsche, elegante Dame, der man die Annäherung an die Vierzig nicht ansah, streckte ihren Arm prüfend aus und fühlte die ersten Tropfen auf der Rückseite ihrer Hand. Da wandte sie sich zu ihrem Neffen, einem hoffnungsvollen Secundaner von etwa fünfzehn Jahren, der die Sommerferien im Hause des Onkels zubringen durfte: „Alfred, lauf 'mal, so rasch Du kannst, in's Dorf zurück zum Schulmeister und bitte ihn um einen Regenschirm!“ Als ihre etwa sechzehnjährige Tochter sich anschickte, den mütterlichen Auftrag gemeinschaftlich mit dem Vetter auszuführen, hielt sie die Mutter mit den Worten zurück: „Nein, Anna, Du bleibst hier bei mir, Du würdest ganz naß werden!“

Die Landrathin spannte ihren kleinen Sonnenschirm auf, zum zweifelhaften Schutze für sich und das Töchterchen, das sich dicht an die Mutter schmiegte. Der flinke Alfred ließ sich nicht lange erwarten. Hinter ihm her leuchtete der alte Schulmeister, mit einem großen, rothen Regenschirme unter dem Arme. Die ehrfurchtsvolle Einladung des Onkels, das Vorübergehen des Veters in seinem nahe gelegenen Häuschen abzuwarten, wurde freundlich dankend abgelehnt, da es schon zu spät sei, und das Mittagessen auf die Spaziergänger warte. Der Regenschirm wurde aufgespannt, und man schickte sich an, den Heimweg anzutreten. Anna und Alfred lächelten sich lustig zu, als sie die kolossale rothe Maschine sich entfalten sahen zu einem wahren Dache, das einer ganzen Familie seinen Schutz hätte angedeihen lassen können.

„Ach, wie prächtig!“ jubelte Anna. „Jetzt alle Drei untergefaßt und dann munter vereint vorwärts!“

„Ach, warum nicht gar, kleine Thörin!“ entgegnete die Mutter. „Hier nimmst Du meinen Sonnenschirm, und Alfred, als mein Cavalier, hält den Regenschirm über uns Beide.“

Dieser mütterliche Befehl erfreute sich keiner freundlichen Billigung der jungen Gesellschaft, deren Gesichtchen sich sichtlich um einige Centimeter verlängerten. Aber die Landrathin merkte davon nichts, sie hatte sich beim Geräusche eines sich nähernden Gefährtes zurückgewandt. Es war der Einspänner des Doctors.

„Gnädige Frau,“ rief dieser, indem er sein Pferd anhielt und den Kopf aus dem halbverdeckten Wagen streckte, „wollen Sie nicht einsteigen? Für eine Person ist noch Platz!“

„Ja, gern, Herr Doctor, wenn ich Sie zu keinem Umwege veranlasse.“

„Ich fahre nach der Stadt und muß also bei Ihrer Villa vorbei. Bedauern muß ich nur, daß ich in meinem kleinen Gefährte den jungen Herrschaften nicht auch ein schützendes Dach anzubieten vermag!“

„Die jungen Herrschaften bekommen hier den großen Regenschirm und werden zu Fuße gehen,“ entgegnete die Landrathin, indem sie aus Anna's Hand den Sonnenschirm zurücknahm, welche sich mit kindischer Freude unter das rothe Schutzbach flüchtete.

Nicht ohne Wohlgefallen bemerkte die Mutter die kindliche Regung der lieblichen Tochter, als sie zu dem Doctor in den Wagen stieg, hielt es aber doch für gerathen, den zurückbleibenden „jungen Herrschaften“ im Fortfahren zuzurufen: „Ich verlaße mich darauf, daß Ihr keine Dummheiten macht und direct nach Hause geht! Du, Alfred, bist der Jüngere, aber der Verständigere, Du mußt für Deine Cousine, die ich Dir anvertraue, mit vernünftig sein!“

„Du hast gehört,“ sagte Alfred mit gewichtiger Miene zu Anna, „was die Mama gesagt hat. Du bist meinem Schutze anvertraut; also erbitte ich mir Respekt und unbedingten Gehorsam!“

„Was für ein stolzer Cavalier!“ entgegnete das Cousinchen wegworfend schnippisch. „Mit einem Nasenstüber könnte ich ihn hier in den Graben werfen.“

„Das möchten wir doch einmal sehen!“ erwiderte Alfred gereizt.

„Was? Willst Du etwa bestreiten, daß Du drei gute Finger kleiner bist als ich?“

„Ja, das bestreite ich; haben wir uns vielleicht dieses Jahr schon gemessen?“

„Dieses Jahr freilich noch nicht, aber im vorigen.“

„Na, also! Ich bin seit dem vorigen Jahre gewachsen und Du nicht, wenigstens nicht in die Höhe.“

Diese Anspielung auf die sich rundenden Formen seiner Cousine kam Alfred wie eine unerhörte Kühnheit vor, über welche er tief erröthete und die Augen niederschlug.

Anna war einen Augenblick zweifelhaft, ob sie lachen oder ob sie böse werden sollte, begnügte sich aber damit, vor sich hinzumurmeln: „Ungezogener Bengel!“

„Nächstes Jahr wollen wir uns einmal wieder darüber sprechen“, sagte Alfred, froh, daß seine kühne Bemerkung nicht schlimmer aufgenommen war.

„Vorüber wollen wir uns sprechen?“

„Nun, wer der Größere von uns dann sein wird!“

„Natürlich wirst Du dann ein Goliath sein . . . aber vorwärts doch! Wie hältst Du denn den Schirm? Die furchtbare Last ist Dir wohl zu schwer, Du armer Junge?“

Es war nicht zu leugnen, daß Alfred den Schirm schlecht hielt, weil er immer auf den Fußspitzen marschiren mußte, um nicht kleiner als seine Cousine zu erscheinen. Dazu war es recht stürmisch, und ab und zu bog ein Windstoß den schwanken Stock des Schirmes bedenklich auf die Seite.

„Auf der rechten Seite bin ich wie unter einer Traufe“, bemerkte Anna.

„Und ich auf der linken.“

„Gieb mir doch einmal den Schirm“, sagte das Mädchen, „nur fünf Minuten will ich ihn halten.“

„Das fällt mir nicht im Traume ein, mir ist der Schirm anvertraut, und ich gebe ihn nicht aus den Händen.“

Anna, von Natur etwas eigenwillig, wollte ihren Willen durchsetzen und versuchte nun, mit Gewalt zu erlangen, was sie in Güte nicht erreichen konnte. So wurde denn der Schirm bald nach dieser, bald nach jener Seite gezerrt, und da derselbe eben kein ganz tactfestes Gestell hatte, so klappte er plötzlich ganz zu, und die beiden Streitenden saßen nun wie in einer Falle. Als sie ihn mit Mühe und Noth wieder aufspannt hatten, sah Alfred ziemlich verblüfft, Anna aber um ihren Kopf ganz zerzaust aus, und Beide triefen, als wären sie einem Bade entflohen. Nun erhob sich zwischen ihnen ein Streit, wem die Schuld an dem Unfalle zur Last falle.

„Es war Deine Schuld, Du warst so ungeschickt“, sagte Anna.

„Nein, Du bist an Allem schuld; weshalb wolltest Du mir den Schirm entreißen?“

So ging es eine ganze Weile fort; dann gewann aber die Geiterkeit wieder die Oberhand. Anna und Alfred saßen sich einander an und brachen in lautes Lachen aus. Ein komisches Entsetzen lag auf dem lieblichen Gesichtchen des jungen Mädchens.

„Lache nicht so, Alfred“, sagte sie. „Wenn Du den Schirm nicht ruhig hältst, wird er uns den Streich gleich noch einmal spielen, und dann komme ich am Ende mit einem blauen Auge davon.“

„Das wäre allerdings übel! . . . Aber es war doch ganz hübsch unter dem zugeklappten Schirme.“

Wieder meinte Alfred, einen zu gewagten Ausdruck gebraucht zu haben, wieder wurde er roth und fürchtete sich, sein Cousinchen anzusehen. Diese warf ihm einen Blick voll unbewußter Koketterie zu und sagte dann, wie eine Frau, die sich mit Takt zu benehmen weiß:

„Komm, jetzt wollen wir wie verständige Leute weitergehen.“

Alfred fühlte eine Art Bangigkeit über sich kommen, ein bis dahin ihm unbekanntes Unbehagen, welches ihn aber so wunderbar süß durchschauerte, daß er es in diesem Augenblicke gegen nichts in der Welt vertauscht hätte.

Und Anna, ihr liebes Köpfchen zu ihm neigend, redete zu ihm so vertrauenselig, wie nie zuvor, nicht wie man zu einem Kinde, zu einem Spielgefährten, sondern wie man zu einem Jünglinge, der Vertrauter und Freund sein kann, spricht. Die Freunde, welche Alfred darüber empfand, sich von einem hübschen, jungen Mädchen so wie Jhresgleichen behandelt zu sehen! Anfangs etwas verwirrt, unsicher und verlegen, thaute er allmählig auf und fing nun an, mit ungewohnter Wärme und Lebendigkeit zu sprechen. Die Unterhaltung drehte sich um allerlei Erinnerungen aus ihrer Kindheit, die sie gemeinsam in demselben Orte verlebten hatten. Wie oft hatten sie sich als Kinder gezaunt und in den Haaren gelegen und konnten doch keine Stunde ohne einander leben. Später waren ihre Eltern nach verschiedenen Orten gezogen, und Alfred und Anna erinnerten sich lächelnd, wie bitterlich sie beim Abschiede geweint hatten und wie sie sich feierlich versprochen hatten, einander zu schreiben. Natürlich konnte das Versprechen nicht gehalten werden, da sie damals noch kaum die Buchstaben malen konnten. Dafür aber hatte Alfred die Sommerferien regelmäßig bei Anna's Eltern verleben dürfen. Das war dann für Anna immer die schönste Zeit des ganzen Jahres gewesen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß eine kleine Ertältung zwischen

den Beiden eintrat, da Anna sich zu einer Hopfenstange auszubilden schien, während Alfred durchaus nicht wachsen wollte. So sah sie denn mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung auf den Knirps herab, zu dessen großem Aerger. Aber das war nun vorbei, diese Demüthigung war vorüber, und Anna erkannte jetzt offen, daß Alfred neben ihr gar keine so üble Figur abgab.

Wer die Beiden so unter dem großen, rothen Schirme geborgen Arm in Arm auf der Landstraße dahinwandern sah, dem mußte unwillkürlich Eduard Mörike's reizendes Gedicht „Erinnerung“ einfallen, in welchem der Dichter seinen letzten Spaziergang mit Clärchen durch die regnerischen Straßen so anmuthsvoll schildert:

Beide unter einem Schirme,
Beide heimlich eingeschlossen,
Wie in einem Feen-Stübchen,
Beide glücklich Arm in Arm.
Wenig wagten wir zu reden,
Denn das Herz schlug zu gewaltig,
Beide merkten wir es schweigend,
Und ein Jeder schob im Stillen
Des Gesichtes glüh'nde Röthe
Auf den Widerschein des Schirmes.

Wie schade, daß man nicht allezeit so Arm in Arm mit einander gehen konnte, daß man der Mittheilung seiner intimsten Gedanken, seiner geheimsten Wünsche, der kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens doch einmal ein Ziel setzen mußte! — Die Unterhaltung der Beiden unter dem Schirme nahm ganz unmerklich eine pathetische Wendung. Wer weiß, was Alles die Zukunft ihnen noch vorbehielt: eine Reihe von Enttäuschungen, vielleicht gar einen frühen Tod. Der letztere Gedanke ließ das Blut erstarren! . . .

„D, sprich es nicht aus!“ flehte Alfred.

„Würdest Du Dich wirklich grämen, wenn ich stirbe?“

„Wie kannst Du mir so fragen!“ erwiderte er mit Thränen im Auge.

Als Antwort drückte sie sanft seinen Arm. . . . Da wurde die empfindsame Unterhaltung durch eine Stimme unterbrochen.

„Aber Kinder, wo bleibt Ihr denn? Das Essen wartet, beeilt Euch ein wenig!“

Es war die Landrätthin, die am Gitterthore der Villa ungeduldig der beiden Schirmgenossen harrete, welche, ohne es zu merken, am Ziele ihrer Wanderung angekommen waren.

„Aber um Himmels willen, weshalb habt Ihr denn den



In der Dorffirche. Von J. Molitor. — Siehe Seite 135.
Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Union in München.

Regenschirm noch aufgespannt? Schon vor einer halben Stunde hat es aufgehört zu regnen."

"Wie, es hat aufgehört zu regnen?" fragten Alfred und Anna ganz verwundert.

"Nun ja, freilich! Fallet Ihr denn aus den Wolken? Von Anna wunderte mich das nicht gerade sehr, sie weiß nie, wo sie den Kopf hat, aber Du, Alfred, solltest Dich doch schämen! Und wie seht Ihr denn aus? Ganz durchnäht, bis an die Haare! Rasch lauft hinein, zieht Euch um und dann gleich zu Tisch! Du, Alfred, gib den Schirm dem Diener, daß er ihn dem Schulmeister mit Dank wieder hinträgt. Wegen des großen Regens, den er Euch gebracht, hätten wir ihn nicht erst zu leihen brauchen."

"Nein, Mama, wirklich, es ging sich sehr schön unter dem Schirme," sagte Anna, indem sie dem Hause zuschritt.

"Schelm!" flüsterete ihr leise Alfred zu, der schon wieder an ihrer Seite war.

Nachdruck verboten.

Eine Sommernacht auf einem russischen Kaiserpalasse.

Von Fr. Wilh. Groß.

Die Nordlandfahrt des deutschen Kaisers Wilhelm II. in nicht längst vergangenen Tagen hat die Erinnerung wieder auf ein russisches Kaiserpalais gelenkt. — Peterhof ist sein Name, — das zwar seit den Tagen des großen Schöpfers dieses russischen Versailles infolge zahlreicher historischer Vorgänge zur Berühmtheit gelangt war, aber trotzdem in den letzten Jahren beinahe in Vergessenheit gerieth. Schlösser und Paläste haben ihre Glanz-Epoche, wie ganze Völker, und steigen oder sinken im Ansehen mit ihren jeweiligen hohen Bewohnern. Alexander III. und sein Hof weilten meist in dem lange verwasteten Gatschina und suchten Peterhof nur selten und sehr vorübergehend auf, während es früher der Lieblingsort der Czaren war, und infolge seiner unvergleichlichen Lage an der Küste des Meerbusens den Wallfahrts-Ort der erholungs- und vergnügungsbedürftigen Bewohner des nassen St. Petersburg bildete.

Peter der Große verlebte dort in dem noch vorhandenen sehr einfachen Landhause „Mon plaisir“ seine Sommer-Ruhe, und noch gegenwärtig zeigt man in dem Lusthäuschen das Schlafgemach seines berühmten Gründers. Katharina II. unternahm in der bekannten Juninacht, als sie auf Befehl ihres kaiserlichen Gemahls verhaftet werden sollte, in Begleitung der ihr ergebenen Offiziere vom Schlosse Peterhof aus den entscheidenden Ritt nach der Hauptstadt, um sich der Gewalt zu bemächtigen und ihrem Gemahle dasselbe Geschick zu bereiten, das er ihr zugebracht hatte. Nicht weit von dem Schlosse befindet sich ein zweites Landhäuschen, in welchem diese Herrscherin gern ihre Mußstunden verbrachte. Trotz der äußeren Schmucklosigkeit besitzt es doch eine kostbare innere Ausstattung, die noch ganz in demselben Zustande vorgefunden wird, in welchem sie sich zur Zeit der Kaiserin befand. Zahlreiche andere antike Bauteile, ein großer, mit Statuen, prächtigen Wasserkünsten und seltenen Bäumen und Sträuchern ausgestatteter Park, sowie eine ganz ausnehmend imposante Umfassung auf das großartige Rundgemälde mit dem bewegten Meerespiegel sind weitere Vorzüge, die dieser Sommer-Residenz einen großen Reiz verleihen.

Alexander II. pilgte auf diesem Lustschlosse den schöneren Theil des Jahres zuzubringen, und die benachbarten großfürstlichen Schlösser von Strelina, und das noch reizender gelegene Oranienbaum boten angenehme und bequeme, in einer halben Stunde zu erreichende Ausflüge. Namentlich war es das Schloß Oranienbaum, das der Czar im Sommer häufig aufsuchte, um den Nachmittag bei der hohen Besitzerin, Großfürstin Helena Pawlowna und deren Tochter, der schönen Großfürstin Katharina, zu verbringen, welche Letztere in dem etwas tiefer im Park gelegenen und vom großen Palais getrennten „Chinesischen Palais“ wohnte.

Obgleich Oranienbaum an Statuen und Wasserkünsten keinen Luxus aufzuweisen hat, so hat doch die Natur und Gartentkunst Alles aufgeboten, um dafür vollauf zu entschädigen. Aber es braucht ebenso wenig Marmorbilder und Springbrunnen, wie Juno oder Hebe eines Juwelen-Kranzes, um schön zu sein. Das Panorama ist noch großartiger, freier und imponirender als im angrenzenden Peterhof, und auch in geschichtlicher Beziehung ist jede Spanne Raum geweiht. Von allen Besitzern und Besucherinnen hat aber keiner oder keine so viel gethan, um den Ort mit historischen Erinnerungen zu bereichern, als Katharina die Große, die nicht nur als Großfürstin in Oranienbaum weilte, sondern auch später als Kaiserin mit Vorliebe sich dorthin zurückzog. Von anderen Merkwürdigkeiten abgesehen, ist es besonders der in Octogon-Form aufgeführte Pavillon (Solitude) jener russischen Semiramis, der den ersten Rang einnimmt. In einer Park-Öffnung am Rande der gebirgsartig sich hinziehenden hohen Klippe gelegen, grüßt er den Seefahrer schon aus beträchtlicher Ferne. Auf dem Söller oder der Plattform des Daches befindet sich ein Kiesen-Fernrohr aufgestellt, das bei Nacht ebenso zu astronomischen Zwecken benutzt werden kann, wie am Tage zum Ausblicke in die offene, unbegrenzte See. Das Bild, das sich da, — mit der kaum einen Kanonenschuß entfernten und durch eine schmale Meerenge getrennten Seefestung Kronstadt zu Füßen, — vor unseren Augen aufrollt, ist ein überwältigendes, und der Eindruck, den die wogenden Hügelreihen der heranwühlenden Meereswellen ausüben, ein packender und fesselnder.

Im Hoch-Parterre, zu welchem eine Rampe hinaufführt, befindet sich ein größeres Gemach mit ein oder zwei verschließbaren kleineren Kammlichkeiten, und ganz dieselbe Eintheilung wiederholt sich eine Treppe höher, während man auf einer kleinen Wendeltreppe zum Söller gelangen kann. Hier pflegte die große Kaiserin sich mit ihren jeweiligen Günstlingen zusammenzufinden, und noch bis in die Mitte der sechziger Jahre, — also bis in die jüngste Zeit, — befand sich die ganze Einrichtung so erhalten, wie sie Katharina zurückgelassen haben soll. Selbst die benutzten Geräthschaften und Spielzeuge wurden noch in den kleinen Kammlichkeiten und Wandhängen aufbewahrt und sind vielleicht auch noch gegenwärtig vorhanden.

Vor der Rampe, die, wie man sagt, im Sommer mit Salz bestreut und zu kleinen Rutsch-, resp. Schlittenpartien benutzt wurde, lag ein großer, langer Platz, der an beiden Seiten von

alten Tannen eingefast war, zwischen welchen gerade Wege hinführen. Zur rechten Seite lag ein kleines, künstliches Gewässer mit einem Inselchen, auf welchem eine wasserprudelnde steinerne Figur stand, die aber, — wie das Bassin und so vieles Andere, — längst dem Verfall anheim gegeben wurde. Noch vor nicht langer Zeit, während meiner letzten Anwesenheit daselbst, fanden historisch eingeweihte und mit den localen Verhältnissen vertraute Personen in einigen von Gebüsch umgebenen Bodenvertiefungen von dem Gewässer wenigstens noch eine schwache Spur und von der Steinfigur allenfalls einzelne Bruchstücke vor, während gegenwärtig auch diese geringen Merkmale verschwunden sind.

Allein wenn man die Phantasie etwas zu Hülfe nimmt, und sich in die ursprünglichen Verhältnisse zurückversetzt, wird es demungeachtet möglich sein, sich vorzustellen, daß es für die anmuthigen Spiele der Kaiserin keinen schöneren Raum geben konnte; besonders wenn man berücksichtigt, daß der von Tannen und Gebüsch eingefasste Platz auf der hinteren Parkseite des Abends von Vallons und anderen, damals üblichen Beleuchtungs-Mitteln illuminiert wurde und in feenhaftem Lichterglanze erstrahlte, sobald die erwähnten geräuschvollen Spiele stattfanden.

In unseren Tagen ist allerdings die Solitude sowohl, wie die Umgebung derselben kaum noch als die frühere wieder zu erkennen. Die Großfürstin Helena Pawlowna ließ die historische Rampe entfernen und durch einen neuen Stufenbau ersetzen, wogegen der ehemalige Platz in ein reizendes Garten-Idyll umgewandelt wurde. Nachmittags oder gegen Abend fanden während der Anwesenheit der großfürstlichen Herrschaften im Sommer an diesem Pavillon von einer Militär-Kapelle, alltäglich, mit wenigen Ausnahmen Concerte statt, die ein zahlreiches Publicum anlockten, oder es wurde dort von den hohen Damen und ihren Gästen der Thee eingenommen, und ein solcher Nachmittag mit der darauffolgenden Nacht waren es auch, die wir hier aus der Erinnerung wiedergeben wollen.

Das Concert hatte wie gewöhnlich stattgefunden und war zu Ende. Der letzte Flötenist war erstorben, und die Großfürstin Mutter und Tochter, die sich in dem Pavillon befanden, hatten sich auf die Plattform begeben, um noch einen Augenblick den Sommerabend zu genießen.

Das Schauspiel war ein beruhigendes, denn die Sonne schlich über den Horizont hin, ohne unterzugehen, und verlegte das nahe gegenüber liegende, aus dem Meerespiegel emporstehende Kronstadt mit seinen Kuppeln, Thürmen und den mächtigen, rechts, über den stürmenden und glühenden Meerbusen hinwegblickend, gewahrte man am fernen Hintergrunde die Thürme der vier Meilen entfernten Hauptstadt, und unter anderen zahlreichen Hochbauten auch die goldene Kuppel der Staatskirche, die sich im Widerscheine des niedergehenden Tagesgestirns ausnahm, als ob die Sonne von Petersburg aufginge, während die Zinnen und Krönungen der Spitzbauten von Kasli-Ditrow und der angrenzenden Stadttheile bläuliche Reflexe warfen.

Leß man das Auge nach der linken Seite schweifen, so verlor es sich wieder in dem blinkenden und blendenden Gewoge der unermesslichen, grünblauen See, und obgleich Windstille herrschte, rollten doch mächtige Wasserberge daher, die wie hinter einander sich fortbewegende Hügelreihen ansahen. Sie und da schienen helle Flammen aus den glühenden Räumen der Wellen emporzuschlagen, und wenn sie dann ächzend am Rande zerbrachen, glaubte man die ganze Küste von einer feuer- und funkenprühlenden Decke umgeben. Abgebende und ankommende Schiffe kreuzten sich nah und fern immerwährend, um entweder in dem Handelshafen, oder, — wenn es Kriegszüge waren, — in den daneben liegenden zwingerartigen Kriegshafen einzulaufen, dessen Maftenwald der Fremde weit eher für ein Hopfensfeld halten würde. Ueberall auf der monotonen und im beständigen Farbenwechsel begriffenen Wasserfläche fesselte eine Bewegung und Lebendigkeit ohne Gleichen. Hin- und herfahrende Dampfer weben wie eine riesige Seeplume ihre Rauchnebel, und Segelschiffe, wie Rußschalen auf und niedertauchend, oder auf dem Rücken einer Woge ängstlich streichend, fliegenden Seemöven gleich, über die Oberfläche, während andere sich wie fremdartige Meeres-Engelthüme ausnehmen, die der Strahl der Abendsonne aus der Tiefe emporgeleuchtet hat.

Allein, dieser Hauptpunkt des Schauspielers dauerte doch nur eine begrenzte Zeit und erlosch dann allmählig, ohne daß man sagen könnte, es hätte nun auch mit aller Schönheit ein Ende gehabt. Ganz im Gegentheil folgte jetzt die herrliche Dämmerung der unbeschreiblichen nordischen Sommernächte, und an die Stelle des magischen Lichtspieles und der Sonneneffekte trat die beschleichende Weiße der Abendstunde mit dem geheimnißvollen Flüstern, Rauschen, Säuseln und Rollen des Parkes und der nahen See. Es begann das unsichtbare Leben der wohnigen Nachtstunden, das man mehr ahnt und mit dem Instinct als mit den Sinnen wahrnimmt. Erst hatte das Auge sich an dem Naturspiele geweidet; jetzt lauschte man mit seltsam Empfinden auf die verschiedenen, — wenn auch noch so leisen Kundgebungen und Stimmen der Natur und wiegte sich im süßen, seligen Wohlbehagen.

Unterdesen verklärte sich das Meer etwas dichter und erschwerte die Beobachtung auf eine größere Entfernung. Ebenso verunstaltete die geräuschvollen Lebens-Neuerungen in der Außenwelt, und selbst in unserer nächsten Umgebung ward es stiller. Das Publicum, das auf dem langen und breiten Wege zwischen dem Schlosse und Pavillon promenirte, oder auf den zahlreichen Bänken sich niedergelassen hatte, zerstreute sich zusehends. Ein großer Theil hatte bereits den Park verlassen, und ein anderer vertiefte sich in den vielen Nebenwegen, während der Rest nur noch aus Neugierigen bestand, die mit bewunderungswürdiger Ausdauer auf die hohen Damen warteten, um dieselben zum so und so viel hundertsten Male einer Ocular-Inspection zu unterwerfen. Die Letzteren, die bis dahin am Fernrohr gestanden, verließen jetzt den Söller, um die Rückkehr nach dem Schlosse anzutreten. Im Park und auf dem von mächtigen Baumriesen beschatteten großen Hauptwege herrschte schon Halbdunkel, und rechts und links, kreuz und quer schwebten Legionen Glühwürmchen von einem Gebüsch zum anderen oder hingen sich an die Blätter. Auch die zahlreichen Nachtigallen, — die sich aus den verschiedensten Richtungen des weiten Parkes gegenseitig antworteten, stöten ihre köstlichen Triller, und das Lispeln der über unseren Köpfen sich wiegenden Baumwipfel kam uns vor, wie das Gekose unsichtbarer Genien und Waldnymphen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Kissinger Badebrief.

Bad Kissingen, Anfang Juli.

Die Saison in Kissingen hat infolge der günstigen Witterungs-Verhältnisse des Monats Mai sehr frühzeitig begonnen. Die Gräfin von Hannover mit ihrer Tochter Mary gehörte zu den ersten Gästen von Bedeutung, welchen sich dann auch der Herzog von Edinburgh anschloß. Die Königin von Hannover ist Mitte Juni wieder abgereist, als der Besuch Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin in naher Aussicht stand, während der Herzog von Edinburgh noch hier weilte. Die Kaiserin kam am 28. Juni in einem Sonderzuge von Ehenhausen hier an, enthusiastisch begrüßt von der zahlreich zusammengekömten Bevölkerung und den Kurgästen. Sie wurde vom Herzoge von Edinburgh, welcher ihr ein prachtvolles Bouquet überreichte, herzlichst empfangen und fuhr dann durch die festlich geschmückte Stadt, überall mit begeisterten Hochrufen begrüßt, nach der oberen Saline, wo sie Hofrath Streit, der Pächter der königlichen Bäder Kissingen, Bodlet und Bräunlein, in ihre Gemächer leitete. Die hohe Frau war angenehm überrascht über den Geschmack, mit welchem das sonst recht nüchterne und kahle, einstige fürstbischöfliche Jagdschloß für seinen neuen Zweck umgewandelt war. Das Jagdschloß, welches früher auch dem Fürsten Bismarck als Wohnung diente, liegt etwa eine halbe Stunde von Bad Kissingen entfernt an einer ziemlich staubigen Straße, welche nach Bodlet führt, und wurde von dem Fürstbischöf von Seinsheim, dessen Wappen über der Einfahrt angebracht ist, erbaut. Ein langgestreckter, zweistöckiger Bau, sehr schlicht und wenig auffällig, mit niedrigen Seitenflügeln, umschließt er einen großen Hof und bildet den Mittelpunkt einer hübschen landwirtschaftlichen Dekonomie, welcher der Dekonomie-Rath Streit, Bruder des Vorigen, vorsteht. Es traf sich sehr glücklich, daß der Herr Dekonomie-Rath, welcher das Schloß bewohnt, ein eifriger Sammler von alterthümlichen Kunstgegenständen ist und aus seinem reichen Schatze von Möbeln, Porzellanen, Bildern, Schnitzereien u. s. w. die ganze Ausmöblirung übernehmen konnte. Fürst Bismarck hatte stets nur einige Zimmer inne, die beschieden möblirt waren, da der Fürst kein großes Gewicht auf die äußere Umgebung legte, während jetzt außerordentliche Anstrengungen nötig waren, um Ihrer Majestät und den kaiserlichen Prinzen ein würdiges Heim für die mehrere Wochen umfassende Dauer ihres Aufenthaltes zu schaffen. Es ist dies Letztere in jeder Beziehung gelungen, und die hohe Frau hat mehrfach ihrer Ueberraschung über das Geleistete Ausdruck gegeben. Schreitet man durch die große Thor-Einfahrt und geht rechts eine dunkel gehobnte, bequeme Treppe hinauf, so gelangt man in den großen Saal, welcher als Esszimmer dienen soll; er macht einen freundlichen Eindruck, obwohl von den Wänden alte, feierliche Herren in Perücken, die Portraits früherer Fürstbischöfe und Päpste, herniederblicken. An den Längsseiten stehen schöne, alte Schränke, in einer Ecke ein Wiener Flügel, in einer anderen auf einer Estrade eine Epheulaube mit einem Blicke auf die Umgebung. Von der Decke, welche durch ein großes Wandgemälde von Paul René geschmückt ist, hängen künstlerisch ausgeführte Kronleuchter herab. Von hier aus gelangt man nach rechts in die mittelförmigen Toiletten- und Schlafzimmer der Kaiserin, welche für manchen Geschmack, der eine helle, freundliche Umgebung liebt, vielleicht etwas zu eruit aussehen. Die Wände sind mit Werken tüchtiger alter Meister verziert, darunter Bilder von Dorn, Franz Porbus, Mafuse, Goltzius (der Besuch der heiligen drei Könige), und neuerer wie Dietrich, genannt Dieterich, welcher eine Landschaft mit Schäfermädchen im Genre Watteau's dargestellt hat. Zwei wunderbar schöne Holzschnitzwerke fallen besonders in die Augen, eine Magdalena von Thillmann Kiemen-schneider, einem Würzburger Meister, welcher 1531 starb, und zwei bemalte Holz-Reliefs von Albrecht Dürer, Scenen aus dem Leben Jesu darstellend, und zwar letztere mit solcher Feinheit ausgeführt, daß man zur genauen Untersuchung eines Vergrößerungsglases kaum entbehren kann. Auf der anderen Seite des Saales liegt zuerst der Empfangs-Salon der Kaiserin, welcher mit seinen hellpolirten, echten Aroco-Möbeln, den werthvollen Teppichen und Draperien einen recht freundlichen Eindruck macht, der noch durch den Bilderreichtum erhöht wird. Das Genre überwiegt hier; Nicolaus Maas ist durch zwei Portraits alter holländischer Patrijzen vertreten, Adrian van der Velde durch eine prächtige Landschaft, die beiden Wagenbauer durch Thierstücke u. s. w., sodaß das Auge, wohin es auch schweifen mag, gefesselt wird. Das an das Toiletten-Zimmer antösende Schreibzimmer der Kaiserin dagegen ist im Stile der Spät-Renaissance, welche besonders durch einen prächtigen Schreibtisch repräsentirt wird, ausgestattet, zu dem sehr gut der Wandbildm. Portraits preussischer, markgräflich ansbachischer und fürstbischöflicher Herrscher, paßt. Von hier führt eine Wendeltreppe zu den Gemächern der Prinzen hinab, welche den Tag nach der Ankunft der Kaiserin ebenfalls eintrafen und, so weit sie nicht schon zu Vernütungen herangezogen werden, sich die Zeit mit Spielen auf dem großen Hofe verreiben; derselbe ist in einen großen Garten mit Blumen-Rabatten, Rasenflächen, Palmen- und Lorbeer-Gruppen umgewandelt worden, und nur ein großer, feinerer Brunnen erinnert an des jenseitigen Gartens einstige Bestimmung. Von einer verdeckten Laube schweift der Blick über die saftgrünen Wiesen der Saale zu den Buchenwäldern auf dem gegenüberliegenden Höhenzuge. Von dem Garten aus führt eine Thür in die Kapelle, wo des Besitzers kostbarste Schnitzereien von Kiemen-schneider stehen, welche kein Museum der Welt in dieser Anzahl aufweisen kann. Von dem Altare lächelt holdselig in ernster und dabei doch mit der Schönheit die Mutter Gottes, mit dem Jesusknaben auf dem Arme, herab. Noch ist der Kaltentwurf der Gewänder so knittelrig, wie bei Albrecht Dürer und Stof, die Haltung eine gezwungene, unfreie, aber es ringt das Streben nach Naturwahrheit sich doch schon durch, ein kräftiger Realismus sucht die harr gewordenen Formen der alten Schule zu durchbrechen. Kiemen-schneider, welcher oft an von Dürer behandelte Sujets anknapfte, hat sein Vorbild in seinen besten Werken, zu denen dieser Altar mit seinen Seitenflügeln, deren Darstellungen eine wunderbare Kunst der Gruppirung zeigen, zu rechnen ist, übertraffen.

Zu diesem Heime nun, welches einsam und abgeschieden von dem Treiben des Bades liegt, wird die Kaiserin, wie zu hoffen steht, die Stärkung und Kräftigung finden, deren sie dringend bedarf. Die hohe Frau gebraucht eine Trink- und Badekur. Des Morgens in aller Frühe erhebt sie sich, trinkt Brinnen und spaziert später mit den Prinzen auf dem sogenannten Bismarck-Wege, einem Fußpfade, durch die Wiesen,

welcher die Entfernung bedeutend abkürzt, nach der unteren Saline, wo das Bad für sie in den sogenannten Fürstendörfern bereitet wird. Wer das Glück hat, die hohe Frau mit den Prinzen spazieren gehen zu sehen, wird nicht leicht diese liebliche Gruppe verpassen; die Kinder fröhlich lachend und springend, die glückselig strahlende Mutter umdrängend, welche leichten, elastischen Schritten einhergehend, mit ihnen lacht und scherzt. Sie hat wie im Fluge aller Herzen auch hier erobert durch die Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit ihres Wesens.

Des Nachmittags unternimmt sie bei schönem Wetter gewöhnlich Ausflüge in die Umgegend, welche eine ganze Anzahl angenehmer Partien aufweist, obwohl wenig mehr zu genießen ist, als kühler Waldesschatten und von mäßiger Höhe ein Ausblick auf das Rhön-Gebirge und die freundliche Stadt im Thale. Die sanft ansteigenden Berge krönen auch hier und da noch malerische Ruinen alter, ephemer-unspönniger Raubburgen, über die ein jeder „Führer“ mancherlei zu erzählen weiß, neben den historischen auch sagenhafte Züge, welche aber leider fast alle des poetischen Reizes entbehren, sodaß man diese platten Sagen, entweder aus den „Führern“ verschwinden lassen oder nach dem Muster von Thackeray's „A legend of the Rhine“ neu aufarbeiten sollte. Heute Nachmittag lenkte die hohe Frau auch ihre Schritte nach dem Kurgarten, wo sie eine Zeit lang fast unbemerkt unter den gerade anwesenden Kurgästen promenirte. Der Kurgarten, welcher mit acht Reihen stattlicher Bäume bepflanzt ist, die selbst an den heißesten Tagen den gewünschten Schatten spenden, ist natürlich der beliebteste Aufenthalt der Kurgäste, und bietet besonders in den Nachmittagsstunden, wenn die Kapelle concertirt, ein lebhaftes, bewegtes Bild. Kirschen erntet sich in diesem Jahre einer sehr guten Frequenz, welche mit dem Beginne der Ferien noch steigen dürfte. Auch der Aufenthalt der Kaiserin wird manche Gäste herbeiziehen, obwohl es wenig wahrscheinlich ist, daß sie, abgesehen von ihren Ausfahrt-Tagen, viel sichtbar werden wird, weil die Ärzte ihr möglichste Ruhe verordnet haben und da es leider eine große Anzahl Personen giebt, welche die Unsitte haben, eine hohe Persönlichkeit auf Schritt und Tritt zu belästigen. Diese Neugierde ist erklärlich, auch verzeihlich, aber sie wirkt bei den davon Betroffenen augenscheinlich ermüdend und aufregend.

G. Meinecke.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Graf Moltke in Sudowa. Siehe das Bild, Seite 129. — Jeder, der unserem greisen Feldmarschall Grafen Moltke begegnet, hat seine Freude über die bewundernswürthe Frische und Kräftigkeit, mit welcher der achtundachtzigjährige Schlachtenlenker seine Jahre trägt. „Noch immer sieht man den Greis, wenn er in Berlin weilt, häufig ohne alle Begleitung lebhaften Schrittes in den Wegen des Thiergartens spazieren gehen, den Nacken fast ungebeugt, das Gesicht zwar von zahllosen Fältchen durchzogen, aber durch seine frische, gesunde Farbe geradezu auffallend. Und wie der Körper des greisen Feldmarschalls allen Beschwerden des Alters zu spotten scheint, so ist auch sein Geist jugendlich geblieben trotz der Last der Jahre. Hat Graf Moltke auch die Geschäfte des Chefs des Generalstabes an den von ihm selbst vorgeschlagenen Nachfolger abgegeben, so bringen ihm doch seine Funktionen als Präses der Landesverteidigungs-Commission immer noch eine Fülle von Arbeit, und mit regem Interesse nimmt er, wie in früheren Jahren, auch heute noch an allen Strömungen des öffentlichen Lebens Theil. Feldmarschall Graf Moltke ist eigentlich niemals krank gewesen; auf seine eiserne Constitution haben selbst die Strapazen eines so arbeits- und aufregungsreichen Lebens, wie das seinige es gewesen, nicht einzuwirken vermocht. Mehr zu allgemeiner Kräftigung, als zur Bekämpfung eines bestimmten Leidens bringt der Feldmarschall jährlich einige Sommerwochen in dem am Fuße der Heuscheuer im Glaser Kreise gelegenen Badeort Sudowa zu, dessen Eisenquellen zahlreiche Besucher, hauptsächlich aus Schlesien, Böhmen und Ungarn, anlocken. Dort, wie auf seiner schlesischen Besitzung Kreisau, auf der Graf Moltke den übrigen Theil der besseren Jahreszeit zu verbringen pflegt, eifrig mit Landwirtschaft und Garten-Cultur beschäftigt, bevorzugt er den leichteren Civil-Anzug vor der straffen Uniform, und er bewegt sich unter den Badegästen von Sudowa mit solcher Anpruchslosigkeit und Einfachheit, daß kaum Jemand den ersten Heerführer unseres Jahrhunderts in ihm vermuthen würde, wenn die charakteristischen Züge dieses Feldherrntopfes nicht Jedermann bekannt wären. Möchte es dem freigelegten Heerführer noch oft vergönnt sein, in dem lieblichen Orte, den er persönlich wiederholt als „die Perle der schlesischen Bäder“ bezeichnete, wieder Einfahrt zu halten und aus seinen Quellen neue Kraft zu schöpfen.

In der Dorfkirche. Von J. Molitor. Siehe das Bild, Seite 133. — Ein einfacher, schmuckloser Raum mit weißgetünchten Wänden und rohgezimmerten Bänken dient der kleinen Dorfgemeinde als Gotteshaus, keine himmelanstrebende Kathedrale mit gewaltigen Kreuzgewölbe und hohen Bogenfenstern. Aber die Andacht ist nicht an einen weithellen Raum gebunden. Der alte Mann, die greise Frau und das junge Mädchen belien mit derselben Innbrunst, wie sie es im Strahburger Münster oder im Kölner Dome thun würden. Die Aufmerksamkeit der beiden Kinder im Vordergrunde und des halbblüthigen Burschen an der Thür scheint freilich ein wenig durch andere Dinge vom Gebete abgelent zu sein. Das Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit ist bei ihnen jedenfalls noch nicht zum Durchbruch gekommen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mittagsessen im Sommer. — Krebsuppe Recept 1363.
Kalbsmilch und Hirn in Muscheln Recept 1364.
Forellenschleie Recept 1365.
Junge Hühner mit Salat.
Steinpilze mit Bechamel.
Französische Bohnen (à la poulette) Recept 1366.
Brod von Aprisosen und Mandeln Recept 1367.
Butter und Käse, Früchte.

1363. Krebsuppe. Man kocht, für etwa 10 Personen, ein Schok kleine oder mittelgroße Krebse in Wasser, mit Salz, Zwiebeln und etwas Petersilie, gar, bricht die Schwänze aus, entfernt mittelst eines Längsschnittes in das Fleisch den Darm, schneidet die Füße ab, löst das Innere heraus, reinigt und beschneidet die Schalen. — Krebsnasen genannt, — und trocknet sie. Von einem Theile derselben, — die Uebrigen werden mit Kloßteig gefüllt, — bereitet man, nachdem sie im Mörser gestoßen wurden, mit 150 bis 200 Gramm Butter die „Krebsbutter“, indem man sie in die Butter wirft und diese auf nicht zu hellem Feuer so lange rührt, bis sie eine schöne rothe Farbe angenommen hat. Durch ein Sieb gedrückt, thut man die Schalen noch einmal in die Kasserole zurück, gießt ein wenig Wasser über, läßt dieses aufkochen, und zieht so die Butter aus, die etwa noch in den Schalen zurückblieb. Beliebiger bereitet man weiter eine Fisch- oder Semmelkloß-Masse, unter welche man das Scherenfleisch der Krebse thut, füllt mit dieser die zurückgelassenen „Nasen“ und kocht sie in Wasser fertig. Sobald die auf gewöhnliche Weise bereitete Rindfleisch- oder Hühnerbrühe abgeseiht ist, knetet man die Krebsbutter mit einigen Löffeln Mehl gut durch, rührt sie glatt, gießt die Brühe auf, läßt sie 1/2 Stunde langsam kochen und gießt sie durch ein feines Sieb. Sodann setzt man sie noch einmal auf's Feuer, um sie, unmittelbar vor dem Anrichten, mit einigen Eidottern zu binden. Zuletzt giebt man die Krebsnasen, kleine Spargelköpfe, geschnittene Blumentrostelstücke, Morcheln, — sämtliche Gemüse in Salzwasser weichgekocht, — und die Krebsschwänze hinein; wenn die Brühe von Hühnern bereitet wurde, fügt man auch feine Fleisch- und Leberstücke derselben hinzu.

1364. Kalbsmilch und Hirn in Muscheln. 1 Kilo Kalbsmilch wird gut gewässert, gebrüht, entfettet, in Butter mit Salz und Wurzelwerk weich gekocht, zwischen zwei Deckel gelegt, etwas beschwert, und wenn sie erstarrt ist, in recht gleichmäßige Scheiben, etwa von der Größe eines Dreimarkstückes, geschnitten. Ebenso kocht man, mit etwas Essigzusatz, das gut gewässerte, von Haut und Adern befreite Kalbsgehirn, schneidet es in gleichmäßige Stücke, und rührt in wiederholt angegebenen Art mit Eidotter, feinem Del und französischem Eßig eine Mayonnaise-Sauce. Nun füllt man die bekannten „Ragout-Muscheln“ abwechselnd mit Milch, Hirn und Sauce, streicht die Masse oben glatt, und verzieren sie mit Krebschwänzen, hartgekochten Eierstücken, feinem Grün oder dergleichen. — Diese Vorspeise ist von gutem Geschmack und wenig bekannt.

1365. Forellenschleie. Man nennt so die wie Forellen gekochten, diesen auch im Geschmack ähnlichen, und oft dafür gehaltenen kleinen Sommereschleie, von denen 6—8 Stück auf das Kilo gehen. Sie werden aufgeschnitten und ausgenommen, was möglichst rasch geschehen muß, um, — da sie nicht geschuppt werden, — den Schleim, der sie umgiebt, nicht zu verlieren. Innen ausgepült, krümmt man sie, indem man den Schwanz in's Maul steckt und ihn mit einem kleinen Holzspießein befestigt. Sind sämtliche Schleie in dieser Art vorbereitet, so legt man sie neben einander auf eine flache Schüssel und übergiebt sie mit kochendem Eßig, der sie blau färbt. Nachdem sie in Salzwasser weichgekocht sind, legt man sie zwischen recht viel Petersilie oder, wenn diese nicht genügend vorhanden, zwischen junges Mohrrübenkraut, entfernt die Holzspieße, und giebt frische Butter dazu.

1366. Französische Bohnen (à la poulette). Kleine, zarte, gleichmäßige Bohnen werden abgeseiht und in kaltes Wasser gelegt. Inzwischen setzt man einen Topf mit reichlichem Wasser und einem Kochlöffel Salz auf rasches Feuer, wirft, sobald er stark kocht, die Bohnen hinein, läßt sie einige Male aufwallen, gießt sie ab und thut sie abwärts in kaltes Wasser. Nun läßt man zwei feingehackte Zwiebeln in einem guten Stück Butter weich dämpfen, — doch dürfen sie sich nicht bräunen, — fügt einige Löffel kräftiger Brühe, Salz und Pfeffer hinzu, und läßt darin die Bohnen vollständig weich werden. Vor dem Anrichten bindet man die Sauce mit zwei in Sahne gequirlten Eidottern, giebt feingewiegte Petersilie und Schnittlauch hinein, und schärft mit etwas Citronensaft ab.

1367. Brod von Aprisosen und Mandeln. Zehn recht reife Aprisosen werden geschält, durch ein Haarsieb gestrichen, mit 30 Gramm in warmem Wasser aufgelöster Gelatine und einem Zuckerhüpfen verbunden, der durch Aufkochen von 180 Gramm Zucker in einem knappen halben Liter Wasser hergestellt wurde. Man stellt die Masse auf's Eis, nachdem man sich an einer Probe überzeugt hat, daß sie sich genügend verdickt, und läßt sie erkalten. Hierauf brüht man 250 Gramm süße, 8 Gramm bittere Mandeln in kochendem Wasser, häutet sie, stößt sie im Mörser fein, übergiebt sie mit 1/2 Liter Wasser und drückt sie durch ein Sieb. Zuletzt vermischt man die so gewonnene Mandelmilch mit 125 Gramm feingestoßenem Zucker, 30 Gramm lauwarmen aufgelöster Gelatine, giebt sie noch einmal durch das Sieb, und setzt sie zum Erstarren auf Eis. Drittens bereitet man ein Wein-Gelée, bestehend aus 1/2 Kilo Zucker, 4 Citronen, 60 Gramm Gelatine und einer Flasche Rheinwein. Der Zucker wird in kleine Stücke geschlagen und mit 1/10 Liter Wasser übergossen, sobald er geschmolzen ist, auf's Feuer gesetzt und gekocht, dann thut man den Saft der Citronen hinein und schäumt ihn aus. Weinase erkalte, mischt man ihn mit der besonders aufgelösten Gelatine und dem Rheinwein, in dem die sehr feingehackten Citronenschalen eine halbe Stunde ausgezogen sind. Gut verrührt wird, wenn die Gelatine von der besten Qualität war, eine Klärung des Gelées nicht mehr nöthig sein. Sind diese Vorbereitungen sämtlich beendet, bleibt nur noch ein Zusammensetzen der Speise übrig, und geschieht dies, indem man den Boden einer passenden, auf Eis gestellten Form, mit dem noch flüssigen Wein-Gelée ausgießt, dieses erstarrt läßt, abwechselnd einen Theelöffel Aprisosen-Gelée, einen Theelöffel Blanc mangel abstricht, damit eine Lage in der Form fällt, diese wiederum mit Wein-Gelée übergiebt, und so fortfährt, bis das Ganze verbraucht ist. Auf Eis gestellt, muß die Speise recht kalt angerichtet werden, um sehr erquickend zu sein. E. K.

Orgade wurde schon im Mittelalter, namentlich in England unter der Regierung der Königin Elisabeth geschätzt, gleichzeitig mit dem Marzipan, aus dessen Teigmasse jenes Getränk sich bequem und leicht herstellen läßt, indem man die mit Zucker durchknetete Mandelpaste, welcher das Rosenwasser den bekannten duftigen Geschmack verleiht, mit kochendem Wasser auflöst und die entstandene Flüssigkeit durch ein feines Sieb treibt. Je nachdem die Temperatur des Getränkes erwünscht ist, stellt man es sodann zurück zum bloßen Verkühlen oder auf Eis. Il est froid comme une cascade d'orgeat, ist bei den Franzosen ein beliebter Ausdruck für die Bezeichnung eines eifrigen Benehmens. Seinen eigentlichen Namen führt dieser Kühltrank von dem Gerstenwasser (Tisane), mit dem er am wohlgeschmecktesten und zugleich gesündesten bereitet wird. Wir Deutsche pflegen ihn nach seinem Hauptbestandtheile Mandelmilch zu heißen. Will man Orgade direct aus den Mandeln, — wozu man unter den süßen einige bittere mit verwenden kann, — bereiten, so bebrüht man die Mandeln wie sonst üblich, damit sich leicht ihre Schale entfernt und stößt sie am besten, —

und zwar möglichst fein, — in einem Mörser. Es empfiehlt sich, sie dabei mit etwas Wasser anzufeuchten, um ihr Deligwerden zu verhüten. Auf 1/4 Pfund süße Mandeln kann man 1/4 Pfund Zucker und 1/2 Liter Flüssigkeit, — Wasser, Tisane oder Milch, — rechnen. Obwohl das erfrischende, weißliche Getränk beim Zusatz der letzteren seinen Namen am ehesten rechtfertigen kann, so sollten ältere und besonders schwächliche Personen doch lieber auf die Zubereitung mit Milch verzichten. Die mit Wasser oder Tisane hergestellte Orgade ist als die zuträglichste zu betrachten. Tisane erhält man, indem man Gerste, — etwa 1/2 Pfund mit einem Liter Wasser, — so lange über schwachem Feuer kocht, bis sie leicht aufspringt. Diese Abkochung, die man zum Verkühlen hinstellt und darauf durch eine Serviette zieht, um das Gerstenwasser vom Bodensatz zu trennen, wird zum Verdünnen der feingestoßenen Mandeln verwendet, vermischt und je nach Geschmack mit einer Würze von Vanille oder Orangenblüthe versehen. Will man nur Wasser zum Bereiten der Mandelmilch gebrauchen, so kocht man die feingestoßenen Mandeln sammt dem Zucker einige Minuten damit und treibt die Flüssigkeit durch ein Haarsieb oder preßt sie durch eine starke, gut ausgewässerte Serviette. Den Rückstand kann man nochmals zerstoßen oder auch nur mit Wasser übergießen, um ihn dann abermals auszupressen. Den geschätzten Gerstentrank ist sehr wohl bekannt, daß dieser Auszug aus der gestoßenen süßen Mandel, der sogenannten Mandelpaste, eine wohltuende, ja unerschöpfliche Quelle einer heilkräftigen Wirkung auf den Körper ausübt. Diefem Umstande verdankt die Mandelmilch ihren Platz in der Arzneiwissenschaft schon seit undenklich langer Zeit. Als Kühl- und Erquickungstrank verdient sie weit mehr Beachtung, als ihr in unseren Tagen gewöhnlich zu Theil wird. Man setzt sie vor anderen Erfrischungen von zweifelhaftem Werthe ungerechterweise vielfach zurück. Sie führt dem Körper Kühlung zu, ohne hinterdrein ein Mißbehagen zu erregen. Sie schmeichelt nicht gleichnerisch nur im Augenblicke des Genusses unserem Gaumen, um unseren Geschmack zu bestechen und hinterdrein, wie zahlreiche andere kalte Getränke mit weingeisthaltigem Zusatz, unsere Körpertemperatur desto sicherer zu erhöhen, unserem Organismus mehr Wärme zuzuführen, als er im normalen Zustande erheischt, ja ihm sogar förmliche Gluth in die Adern zu treiben. Die Orgade verspricht nicht mehr in diesem Punkte, als sie hält. Sie ist in des Wortes ganzer Bedeutung ein mildes, beruhigendes Getränk, — eine Erfrischung! Allerdings müssen wir vorlieb nehmen, daß ihr kein Feuergeist innewohnt, wie dem frappirten Königsbunche, auch der schaumartige Schmelz ihr fehlt, wenn sie über unsere Zunge gleitet, den wir am Silabub schätzen. Auch wird sie dem duftigen Bouquet eines Ananas-Cardinals, eines Bischofs mit Maraschino oder des vielgenannten Hippocras, über dessen Vaterland die Gastrosophen der früheren Jahrhunderte sich auf's lebhafteste stritten, das Wasser nimmer reichen. Sie bleibt dagegen aber das bevorzugte Getränk für die nervöse Dame, das zarte Kind, — eine Mitschwester der Orangenaden und Limonaden und aller jener harmlosen kalten Mischungen, welche trotz des zahlreichen Mißbräues, den die Inhaltsverzeichnisse der Kochbücher ihnen eröffnen, für den heißen Sommer sowohl durch ihren lieblichen Geschmack als ihre die Körpertemperatur herabsetzende, daher gesundheitsfördernde Wirkung die weitgehendste Beachtung verdienen.

Antoinette Czirn von Terpig.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

fragen.

Neue Mode-Blumen. — Wer kann mir sagen, was die neuen Mode-Blumen: Bouvardia, Stephanotis, Gardenia für Pflanzen sind (Sträucher oder Schling-Gewächse) und wo sie herkommen? Wann blühen sie? Und welche Farbe haben die Blumen? Lassen sie sich leicht im Zimmer ziehen? Abonnentin in C.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Galla (88). — Das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich mich noch als Gärtnerin aufspielen und gar in Ihrem geschätzten Blatte, zu dessen eifrigsten Leserinnen ich wohl gehöre, gedruckt sehen würde. Aber da ich wegen meiner Erfolge in der Galla-Zucht viel bewundert und beneidet werde, glaube ich die aufgeworfene Frage sachgemäß beantworten zu können und will meine Behandlungsweise, die in mancher Beziehung von der herkömmlichen abweicht, meinen lieben Mitschwester zu Rath und Frommen verrathen. — Die meisten Blumenfreunde bewässern die Galla im Sommer und Winter gleichmäßig stark, oder in der heißen Jahreszeit noch reichlicher; sie spritzen fleißig und halten die Unterseite immer voll Wasser. Ich mache es anders. Vom Mai ab gieße ich allmählig immer weniger und zuletzt gar nicht mehr. Zur Zeit der Hundstage setze ich die Galla-Töpfe an eine recht der Sonne ausgelegte Stelle im Garten oder vielmehr, ich lege sie dort seitwärts um, sodaß auch der Regen kaum Zutritt findet und die Erde vollständig ausdörrt. Wie traurig sehen nun meine Lieblinge aus! Nichts ist von dem stolzen Wuchse und der Blüthenpracht geblieben, rein gar nichts! Im September nehme ich den knolligen Wurzelstock aus der Erde und setze ihn, nachdem er von welken Blättern, Nebenprossen und süßigen Wurzelasern gereinigt ist, in einen hohen Topf mit sandiger Schlammerde auf einer Scherben-Unterlage. Schon nach einigen Tagen zeigt sich neues Leben. An einem hellen, sonnigen Plage am Fenster entwickeln sich bei fleißiger Bewässerung sehr schöne und kräftige Blätter, und schon gegen Weihnachten erschließt sich in der Regel die erste blendend weiße Blüthenheide. Um diese Zeit muß der Unterfah stets mit Wasser reich gefüllt sein, auch helfe ich mitunter durch einen flüssigen Düngerguß nach. Im Laufe des Winters folgen noch 3 bis 5 Blüthen, ja mitunter hatte ich die Freude, daß eine Pflanze gleichzeitig zwei Blumen hervorbrachte. Das gewährte dann wirklich einen herrlichen Anblick! Der Erfolg spricht also für mein Verfahren, aber ich habe mir auch sagen lassen, daß die Theorie es gut heißt, und daß ich nur thue, was die Natur uns vorgezeichnet hat. Denn die Galla aethiopica, — ich bleibe bei diesem Namen, mögen manche Botaniker sie auch Richardia oder gar Zantedeschia nennen, — stammt aus Afrika, wo sie die Flußufer, die Moräste und Sümpfe durch ihre Blüthenpracht verschönt, aber bei der Sonnengluth der trockenen Zeit vollständig vom Erdboden verschwindet, bis die Regen-Periode im September die ausgedörrte Knolle wieder zu neuem Leben erweckt. Schließlich möchte ich noch auf eins aufmerksam machen. Man schneide nie einen welkenden Blattstiel, der eine Blüthe hervorgebracht hat, zu nahe dem Grunde ab, weil

man sonst leicht die zweite an derselben Stelle sich entwickelnde Blüthe vernichten kann.

Ausplagen der Nelken (88). — In der Regel wird das Ausplagen der Nelken durch unpassende Erde, mangelhaftes Aufbinden, unrichtige Töpfe oder auch durch rauhe Witterung veranlaßt. Unter solchen ungünstigen Bedingungen bleibt der Kelch in der Entwicklung zurück; er plagt und die Blüthe flattert aus einander. Je sorgfältiger man also die Nelken pflegt, um so weniger wird sich die häßliche Erscheinung bemerkbar machen. Die Erde muß gut und nahrhaft, doch nicht allzu fett sein. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man nie Nelken auf ein Beet, wo vorher Hyacinthen gestanden haben, bringen darf; sie gedeihen nicht, ebenso wenig wie Hyacinthen nach Nelken. In Bezug auf die Töpfe wähle man zur Nelken-Cultur womöglich neue, noch nicht in Gebrauch gewesene und nicht allzu große Töpfe; ein oberer Durchmesser von 16 Cent. bei einer Höhe von 14 Cent. ist für eine kräftige Pflanze ausreichend. Da die Blüthenknospen meist sehr empfindlich sind, muß man sie gegen Regen und rauhes Wetter, wie gegen Sonnenbrand zu schützen suchen. Zeigt der Kelch Neigung zum Aufspringen, so kann man dies manchmal dadurch verhindern, daß man die Kelchspitzen vorsichtig abschneidet. Regelmäßiges Begießen, womöglich mit weichem Wasser, sorgfältiges Aufbinden und ein freier, luftiger Standort tragen wesentlich zum Gedeihen der Pflanzen und zur Entfaltung schöner, ebenmäßiger Blumen bei.

Tuberosen (112). — Sie haben Recht, sich darüber zu freuen, daß die Tuberose (*Polyanthes tuberosa*), nachdem sie lange Jahre in Vergessenheit gerathen war, wieder einen wohlverdienten Ehrenplatz einnimmt. Denn wie herrlich ist ihr Wohlgeruch, wie schön nehmen sich die rein weißen Blumen aus, die zuweilen an den Spitzen rosa angehaucht sind, wie lange währt ihre Blüthendauer, da sich die Blumen an der reichblüthigen Achse nach und nach von unten nach oben erschließen! Ein weiterer Vorzug der Tuberosen besteht darin, daß man blühende Pflanzen, je nach dem Beginne der Kultur, fast während des ganzen Jahres erzielen kann. In Amerika und in Frankreich werden die Tuberosen im Großen angebaut und massenhaft verhandelt; auch die meisten der bei uns getriebenen Zwiebeln sind von dort her eingeführt. Das Ueberwintern der Zwiebeln macht keine Schwierigkeit; man nimmt sie, wenn die Pflanzen in vollständiger Ruhe stehen, aus der Erde, trocknet sie an einem luftigen, frostfreien Orte und bewahrt sie bei 6 bis 10 Grad Wärme bis zum Treiben. Doch glückt es nicht immer, sie im folgenden Jahre im Zimmer wieder zur Blüthe zu bringen. Immerhin sollten Sie einen Versuch machen, denn ein günstiger Erfolg würde die aufgewendete geringe Mühe reichlich lohnen. Sehen Sie daher die Zwiebeln im Februar, März oder April in mäßig große Töpfe, die mit Laub- und guter, sandiger Mistbeet-Erde gefüllt sind, achten Sie darauf, daß der Zwiebelhals frei heraussteht und geben Sie ihnen dann einen sonnigen Fensterplatz im warmen Zimmer. Die Pflanzen wollen namentlich im Anfange einen warmen Fuß haben; sie gedeihen daher kräftiger, wenn man sie zunächst in ein Mistbeet stellen kann. Vom Beginne des Triebes an bis zur Entfaltung der Blüthen muß fleißig gegossen werden. Auch im freien Lande lassen sich die Tuberosen cultiviren. Man bringt sie Anfang Mai etwa 7 Cent. tief in gut zubereitete Beete mit lockerer, nahrhafter Erde; haben sie einen Blüthenschaft getrieben, so kann man sie mit vollem Ballen herausnehmen, in Töpfe pflanzen und ins Zimmer bringen, wo sie willig ihre schönen, duftenden Blüthen erschließen werden.

Rosalie v. R., Würzburg.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Ein neues Malmittel. — Während auf dem Gebiete der Malerei das Petroleum eine Rolle zu spielen beginnt, und von künstlerischen Autoritäten als zuverlässigstes Malmittel gepriesen wird, ist es Herrn Dr. Gehring in Landshtut (Baiern) gelungen, eine für die Decoration keramischer Erzeugnisse und Glaswaaren hochwichtige Erfindung zu machen, welche in der Anwendung des Aluminiums und seiner Verbindungen besteht. Das Aluminium gehört zu den leichten Metallen und findet sich hauptsächlich in der Thonerde. Das auf chemischem Wege dargestellte flüssige Präparat ist in der patentirten Zusammenfassung als alleiniges Malmittel für Majolika-, Porzellan-, Email- und Glasmalerei zu verwenden und wird Alum-Lack genannt.

Die trockene Aluminium-Bronze wird unter Verzug mit Alum-Lack für mattsilberne Bemalung von Glas, dunklen Gefäßen, Eisen, Stahl, Messing- und Kupferblechen benutzt.

Die großen Vorzüge dieses neuen Malmittels bestehen darin, daß es sämtliche Oel- und Klobstoffe, wie Lavendel-, Did- und Nelkenöl, venezianisches Terpentin, Gummi arabicum etc. vollkommen entbehrlieh macht, und daß es für jede Farbengattung der verschiedenen Thon-, Porzellan- und Stein- gut-Waaren, unglasirt oder glasirt, gleich verwendbar ist. Ferner sind die damit gemischten Farben bedeutend feuerbeständiger, und man hat es in der Hand, glänzende und matte Zeichnungen in einem Brände einzubrennen, da die Farben niemals fließen. Bei dem Malen selbst trocknet jede Farbauftrag rasch, ohne künstliche Erwärmung und kann wiederholt übermalt werden; das lästige Trocknen und wiederholtes Brennen der, nach alter Technik gemalten Porzellane fällt weg, und das Abbrauchen vor dem Brände geht auch viel schneller von statten. Der Alum-Lack verleiht den Farben mehr Leuchtkraft und macht namentlich den Purpur auf Porzellan besonders glänzend.

Verlag von Franz Vipperheide in Berlin W., Potsdamer Straße 38.

Auf der Palette zurückbleibende Farbenreste verharzen nicht, sondern werden beim erneuten Gebrauche durch einige Tropfen Terpentinöl aufgeweicht und dann wieder mit Alum-Lack fertig gerieben.

In technischer Hinsicht sei noch bemerkt, daß man den Farben nach Belieben Alum-Lack zusetzen kann, und z. B. die Farben so flüssig anreiben darf, daß man mit der Reiß- oder Zeichenfeder contouriren kann.

Der schwierigen Email-Malerei leistet der Alum-Lack ganz besonders gute Dienste. Den glatten Flächen giebt er einen gleichmäßigen Glanz und den Farben tiefes Feuer. Wegen seiner Wetterbeständigkeit beginnt man in Baiern bereits, das Verfahren zu Schildern und Thürfüllungen zu verwenden. Wenn die hiesigen Architekten erst einmal die Vorzüge kennen gelernt und erprobt haben, kann dem Verfahren eine große Zukunft prophezeit werden.

Dasselbe läßt sich nämlich sowohl für Façon- als auch für Flächenmalerei verwenden, für lackirte Decken und Relief-Handverzierungen der Plafonds. Die Email-Malerei im großen Decorationsstile für Bau-Ornamente der Facaden dürfte dem erfindungsreichen Baumeister mit Hilfe des Gehring'schen Verfahrens ein weites Feld eröffnen. Mit den kräftig farbigen Emailen lassen sich auf dem ordinären, aber in der Form doch reizvollen, unglasirten gebrannten Töpfer-Thone, wie er in Baiern verarbeitet wird, höchst originelle Decorationsstücke herstellen; jedoch müssen die Muster auch dem bauerischen Stile, wie ihn die Handwerker in Südbaiern anwenden, entlehnt oder angepaßt sein.

Gleich werthvoll ist die Technik, d. h. Anwendung von Email-Malerei für Wandfliesen, Medaillons aus Thon und Terracotta, Blumenstöcke, Vasen, Lampenfüße, Wassertrüge, Ofentacheln und Kamin-Einfassungen.

Noch eine interessante Technik, deren gelungene Wiedergabe durch die Gehring'schen Präparate gesichert und deren Effect höchst eigenartig ist, haben wir in der Aluminium-Bronze-Malerei vor uns.

Die Aluminium-Bronze, ein bedeutend billigerer Ersatz für Silber, ist viel gehaltreicher und ausgiebiger als letzteres, schwärzt sich nie in der Luft oder im Innern der Räume, und wird unter Hinzunahme des Alum-Lacks zu mannigfachen Decorationen in der Metall-Industrie, als Imitation der Silber-Tauschirungen und in der Glas- und Thonwaaren-Industrie angewendet. Auf den dunklen Thonerde glasirten Thonwaaren (sogenannte Schweizer Majolika), lassen sich mit der angeriebenen Bronze mittelst einer Stahl-, Nadel- oder Schilfrohr-Feder die feinsten, prächtigsten Linien-Ornamente anbringen, welche durch decent aufgetragenes Glanz- oder Matigold in der Gesamtwirkung erhöht werden kann.



Jedes Thongeschirr, glasirt und unglasirt, ist mit dieser Bronze leicht und bequem zu verzieren, ebenso farbige Gläser, welche allerdings das Brennen vertragen müssen, weil ja diese Bronze-Malerei ein Einbrennen in Glas-Feuer bedingt. Auch mit dem weichen Pinsel lassen sich Flächen, welche durch dünnes und starkes Auftragen modellirt werden, gut und sicher malen. Mühsamer, aber ungemein zart und gefällig in Form und Wirkung, sind allerlei große und kleine Gläser und Flacons, Schalen und Teller, deren Zeichnung vom Glaschleifer zuvor in vertieften, millimeterbreiten Linien eingeschiffen wird, und welche Vertiefungen dann mit der Feder oder dem Pinsel mit Bronze-Präparat ausgefüllt werden. Die glatten Glasflächen belebt man durch kleine, farbige Email-Pünktchen. Auf diese Art decorirte Gläser machen ganz und gar den Eindruck, als sei das Glas mit Silber tauschirt oder mit Silber umspunnen. Die unglasirten, sogenannten Bisquit-Porzellane dürften durch derartige Bemalung nur gewinnen.

Es kann nicht genug betont werden, daß der Alum-Lack also das beste Malmittel für sämtliche Malereien bildet, welche eines Brandes bedürfen, und daß die Erfolge diesem Verfahren sicher einen Platz in den Werkstätten der keramischen Kunst-Industrie einbringen werden.

H. Lehnert.

Von den Abbildungen, welche den vorstehenden Artikel illustriren, stammen der kleine mit eingeschiffenen Linien verzierte Flacon, sowie das idene unglasirte Töpfchen mit seinem bauerischen Blumenmuster aus Landshtut; beide messen 10 Cent. Höhe, während die dunkelbraune, in Gold und Silber decorirte Henkelvase aus Thonerde glasirtem Thon 15 Cent. hoch ist. In Gold und Silber sind auch die Verzierungen gehalten, welche sich von dem dunkelblauen Grunde des 22 Cent. im Durchmesser betragenden Majolika-Tellers (aus der königl. Porzellan-Manufactur zu Berlin) wirkungsvoll abheben. Die Malereien selbst sind von einer bekannten Künstlerin,

Fräulein Luthmer (Lützow-Straße 17), ausgeführt, welche auch diese neue Behandlungsweise beim Malen ihren Schülerinnen lehrt. — Das Material, sowohl Blumen-Lack und Aluminium-Bronze, als die verschiedensten Glas- und Thonwaaren sind durch die Firma Haase u. Brandt, W., Wilhelm-Straße 91, zu beziehen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Eisenflecke.** — Wie entfernt man Eisenflecke aus Leinwand? M. H. in Gms.
- Rococo-Stoffe.** — Wer liefert in Deutschland die schönsten Rococo-Stoffe?
- Billard-Tisch.** — Wo bestellt man am besten einen Eßtisch, der auch als Billard einzurichten ist, und der nöthigenfalls für 24 Personen ausreicht?
- Untericht in der Landschafts-Malerei.** — Wer ertheilt einem in Dresden für kürzeren Aufenthalt den besten Unterricht in der Landschafts-Malerei? M. H. S. auf P.
- Ameisen.** — Wie vertreibt man Ameisen aus Wohnräumen? Insektenpulver, Petroleum sind schon vergeblich angewandt worden. Frau E. K.
- Gurkenwasser.** — Wie bereitet man sich selbst das Gurkenwasser für den Teint? Nazire am Bosporus.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Schnecken (119). — Um Schnecken aus Wohn- und Schlaf-räumen zu vertreiben, besprengt man ein Stück ungelöschten Kalkes leicht mit Wasser. Wenn derselbe zu Pulver zerfallen ist, bestreut man damit den Fußboden, und zwar dicht an den Wänden entlang; des Morgens wird man ihn dann mit todtten Schnecken bedeckt finden. Schon nach wenigen Wiederholungen dieses Mittels werden sämtliche Schnecken vertrieben sein. Nazire am Bosporus.

Portiären aus Cigarren-Bändchen (47, 96). — Von Bezugs-quellen für Cigarren-Bändchen sind uns einige Adressen zugegangen, die wir jedoch nicht veröffentlichen können. Den verehrten Lesern, welche dieselben zu erfahren wünschen, theilen wir sie auf Wunsch per Postkarte mit. D. Ned.

Rathschläge.

Falscher Ingwer. — In jedem Garten, in welchem Salat gezogen wird, gehen eine Menge Pflanzen verloren, die unbrauchbar werden, sobald sie in Samen schießen. Solche nehme man zu dem nachfolgenden, sehr guten Rezept, schneide die Stengel ab, schäle die äußeren, faserigen Theile fort, sodas nur das Innere zurückbleibt und zerlege dies in Stücke von der ungefähren Größe des westindischen Ingwers. Nun koche man zu 2¹/₂ Liter Wasser 1¹/₂ Kilo Zucker, füge einen großen Löffel gestoßenen Ingwer hinzu, werfe die Salatstücke hinein und lasse sie zwanzig Minuten kochen. Nachdem sie zwei Tage in der Brühre gestanden, koche man sie abermals eine halbe Stunde und wiederhole dies weiter vier bis fünf Mal, lasse beim letzten Aufkochen den Saft ablaufen und trockne die Stücke mit einem Tuche. Nun bereite man, mit Zusatz von soviel rohem Ingwer, als erforderlich ist, einen starken, brennenden Geschmack zu erzeugen, einen neuen Schup, koche den Salat zwei bis drei Mal darin auf, bis er vollständig klar ausfließt und den Geschmack des indischen Ingwers angenommen hat, thue ihn in Töpfe, fülle den Zucker über und verschließe ihn gut. Bei sorgfältiger Bereitung wird dieser nachgemachte Ingwer schwer von dem Indischen zu unterscheiden sein.

Pflaumen roh einzumachen. — Geschälte und entsteinte, oder nur entsteinte Pflaumen werden gewogen, mit einer gleich großen Menge geriebenen, besten Zuckers schichtweise gemischt, in eng-halsige Flaschen gefüllt, mit Papier verbunden und so lange in einen warmen Ofen gestellt, bis sich der Zucker vollständig aufgelöst und mit den Früchten vermischt hat. Sobald dies geschehen, wird das Papier entfernt, und man verbindet die Flaschen mit fest schließender Blase.

Aprikosen-Paste. — Reife Aprikosen steine man aus, lege sie in einer gut verginsten Kasserole mit Wasser auf's Feuer, lasse sie bis zum Zerfallen weich kochen und reibe sie durch ein Haarsieb. Nun kläre man Zucker von dem gleichen Gewichte der durchgeseihten Masse, vermische Beides und koche es auf gelindem Feuer zu einer nicht zu festen Marmelade, die in eigene Formen gegossen, oder zu beliebigen dünnen, flachen Platten geformt, zum Trocknen in den warmen Ofen gestellt wird. Sobald die Kuchen fest geworden sind, wickelt man sie einzeln in Papier, und bewahrt sie in einer geschlossenen Büchse oder einem Blechkasten.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten.



Druck von Otto Dörner in Leipzig.